

# **Gemeinschaftsgärten in der Stadt**

Auswirkungen eines gemeinschaftlich genutzten Gartens  
auf die Selbstwirksamkeit seiner Nutzer\*innen

## **Bachelorarbeit**

Fachhochschule Erfurt

Fakultät Angewandte Sozialwissenschaften

Bachelorstudiengang Soziale Arbeit

Erstbetreuung: Prof. Dr. Saskia Erbring

Zweitbetreuung: Prof. Dr. Michaela Reißmann

Eingereicht von: Kristin Ott

Matrikelnummer: 120011779

E-Mail: kristin.ott@fh-erfurt.de

Erfurt, den 20.04.2021

## Danksagung

Für mich ist diese Arbeit vergleichbar mit der Ernte als krönender Abschluss in einem Gartenjahr. Sie ist gleichsam Zeugnis der geleisteten Arbeit und trägt einen hohen Erfahrungswert in sich.

Ich möchte mich herzlich beim Mitarbeiter des Stadtteilzentrums bedanken, welcher mir einen aufschlussreichen und eindrucksvollen Einblick über die Bedeutung eines Gemeinschaftsgartens gegeben hat. Meiner Betreuerin, Frau Prof. Dr. Saskia Erbring, danke ich für die fachliche und inhaltliche Begleitung dieser Arbeit. Ein herzlicher Dank geht auch an meinen Partner Ron, meine Freundin Christin und meine Mutter für den Gedankenaustausch, die Ermutigung und die Korrektur dieser Arbeit.

# Inhaltsverzeichnis

|   |           |
|---|-----------|
| <b>1 Einleitung</b> .....   | <b>1</b>  |
| <b>2 Der Raum als Bezugsgröße in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit</b> ....          | <b>5</b>  |
| 2.1 Grundlagen der Konstruktion Sozialer Räume.....   | 5         |
| 2.2 Bedeutsame Aspekte des Sozialraums für die Soziale Arbeit.....                            | 7         |
| 2.3 Handlungsprinzipien der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit.....                       | 9         |
| 2.4 Wirkungsgefüge von Integration und Ausgrenzung im Stadtteil.....                          | 12        |
| <b>3 Gemeinschaftsgärten als Orte des Sozialen</b> .....                                      | <b>15</b> |
| 3.1 Begriffsbestimmung und Abgrenzung.....  | 15        |
| 3.2 Funktion von Gemeinschaftsgärten in der Stadtteilentwicklung.....                         | 16        |
| 3.3 Bedeutung von Gärten als Sozialraum.....  | 18        |
| <b>4 Selbstwirksamkeit als Schlüsselfunktion im Gemeinschaftsgarten</b> .....                 | <b>21</b> |
| 4.1 Konzeptionelle Verortung.....   | 21        |
| 4.2 Grundlagen der Förderung von Selbstwirksamkeit.....                                       | 23        |
| 4.3 Selbstwirksamkeitsförderliche Aspekte durch die Betätigung im<br>Gemeinschaftsgarten..... | 24        |
| <b>5 Untersuchung des Gemeinschaftsgartens Freier Garten am Herrenberg</b> ...27              |           |
| 5.1 Empirische Erhebungen mithilfe leitfadengestützter<br>Expert*inneninterviews.....         | 27        |
| 5.2 Begründung des Untersuchungsgebietes.....   | 30        |
| <b>6 Soziale Arbeit in Gärten als sozialräumlicher Handlungsansatz</b> .....                  | <b>32</b> |
| 6.1 Gemeinschaftsgärten und ihr Raumbezug.....  | 32        |
| 6.2 Gemeinschaftsgärten und ihre Bedeutung für das<br>Selbstwirksamkeitserleben.....          | 35        |
| 6.3 Gemeinschaftsgärten als Handlungsfeld der sozialraumorientierten<br>Sozialen Arbeit.....  | 37        |
| <b>7 Fazit</b> .....  | <b>41</b> |

## Quellenverzeichnis

## Anlagen

## Selbstständigkeitserklärung

# 1 Einleitung

„Die Stadt ist unser Garten.“<sup>1</sup>

So lautet der Titel des Urban Gardening- Manifestes, welches von einer Vielzahl von Gemeinschaftsgärten in Deutschland unterschrieben wurde und in dem sich ihr gemeinsames Wertebild verankert (vgl. [www.urbangardeningmanifest.de](http://www.urbangardeningmanifest.de) 2018). Sie nennen sich „Grün in Sicht“, „Meine Ernte“ oder „O’pflanzt is“ (ebd.) und deuten auf eine neue Generation von Gärten innerhalb einer Stadt hin, die sich von den bisherigen Nutzungsformen, wie beispielsweise den traditionellen Kleingartenanlagen, scheinbar abhebt. Diese Gemeinschaftsgärten wollen Naturräume im Stadtteil schaffen, Orte von Gemeinschaftlichkeit sein, sich für mehr Klimagerechtigkeit und einem nachhaltigen Umgang mit Lebensmitteln einsetzen. Als Begegnungs- und Lernorte möchten sie den Bewohner\*innen die Möglichkeit der Gestaltung und Einflussnahme geben, sowie darüber hinaus als Plattform an den Beteiligungsprozessen in der Stadtteilentwicklung teilnehmen (vgl. ebd.). In einem Vergleich zum Konzept der Sozialraumorientierung in der Sozialen Arbeit können hier Übereinstimmungen festgestellt werden. Soziale Arbeit begründet ihren Handlungsauftrag darin, sich für eine Verbesserung der Lebensbedingungen im Sozialraum einzusetzen und Menschen zu aktivieren, ihre Räume selbstbestimmt zu gestalten (vgl. Baum 2018, 104-105). Die Verbindung von Gemeinschaftsgärten und Sozialer Arbeit als ein gemeinsames Handlungsfeld ist der Anlass für die tiefgründige Auseinandersetzung mit diesem Thema.

Die vorliegende Arbeit setzt sich mit der Forschungsfrage auseinander, inwieweit Gemeinschaftsgärten in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit eine Möglichkeit darstellen, die Selbstwirksamkeitskräfte ihrer Nutzer\*innen zu stärken. Für ein besseres Verständnis kann die Frage in zwei Abschnitte gegliedert werden. Im ersten Teil der Frage wird geprüft, ob Gemeinschaftsgärten ein Handlungsfeld Sozialer Arbeit im Sozialraum sind und welche Voraussetzungen bzw. Rahmenbedingungen hierfür vorliegen sollten. Darüber hinaus soll im zweiten Abschnitt untersucht werden, inwiefern ein Gemeinschaftsgarten die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung unterstützt und welche Aspekte sich in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit wiederfinden. Dadurch soll eine Verbindung über die

---

<sup>1</sup> ([www.urbangardeningmanifest.de](http://www.urbangardeningmanifest.de) 2018)

Fördermöglichkeiten von Selbstwirksamkeit in einem Gemeinschaftsgarten und einer Begründung für das Tätigwerden von Sozialarbeiter\*innen hergestellt werden. Um eine tiefgründige Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage zu ermöglichen werden die folgenden Thesen abgeleitet.

Die erste These (T1) heißt: „Gemeinschaftsgärten sind soziale Räume. Sie verstehen sich als gemeinschaftsstiftende, partizipative Begegnungsorte“. Hierbei soll zunächst geklärt werden, ob Gemeinschaftsgärten soziale Räume darstellen. Anschließend sollen Gemeinschaftsgärten und ihr Potential hinsichtlich der Bildung einer Gemeinschaft, der Förderung von Beteiligungsprozessen und ihrer Eignung als Begegnungsorte geprüft werden.

Mit der zweiten These (T2) wird mit der Aussage: „Gemeinschaftsgärten werden durch die Gemeinschaft geschaffen und von ihr erhalten“ untersucht, inwieweit die Gemeinschaft als Voraussetzung für die Gründung einer solchen Gartenform notwendig ist und ob sie, nur durch diese bestehen bleiben kann.

Die dritte These (T3) lautet: „Die Teilnahme im Gemeinschaftsgarten fördert die Selbstwirksamkeitskräfte einer Person und steigert das Aktivwerden in eben diesem sozialen Raum“. Die Beantwortung der These soll aufzeigen, inwiefern ein Gemeinschaftsgarten eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung darstellt und dies mit dem Aktivwerden der Person korreliert.

Die vierte These (T4): „Ein Effekt einer gesteigerten Selbstwirksamkeit infolge der Gartentätigkeit ist die positive Bewertung der Einflussnahme auf die eigene Lebenswelt der Nutzer\*innen“ greift die dritte These auf und untersucht, ob sich eine positive Selbstwirksamkeitserwartung durch die Gartenarbeit auf andere Bezugsbereiche des Lebens seiner Nutzer\*innen auswirkt.

Die fünfte These (T5) heißt: „Das Erleben von Benachteiligung im Stadtteil wirkt sich hemmend auf die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung seiner Bewohner\*innen aus“. Hier steht im Untersuchungsinteresse der Zusammenhang, inwieweit sich in einem Stadtteil Formen von Benachteiligung abbilden und ob diese, die Entstehung einer niedrigen Selbstwirksamkeitserwartung fördern.

Die sechste und damit letzte These (T6) lautet: „Gemeinschaftsgärten verfügen über ein hohes individuums- und gemeinschaftsbezogenes Wirkungspotential und sollten daher als Form der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit genutzt werden“. Mit Hilfe dieser These soll dargestellt werden, wie das Tätigwerden in einem Gemeinschaftsgarten die Entwicklung einer Person und einer Gemeinschaft beeinflusst.

Diese Erkenntnisse sollen entsprechend dem zweiten Teil dieser These im Kontext der Eignung als Handlungsfeld Sozialer Arbeit geprüft werden.

Mittels Recherche einschlägiger Fachliteratur wird eine für das Forschungsinteresse erforderliche theoretische Grundlage geschaffen. Im zweiten Kapitel wird dafür der Begriff sozialer Raum mit Rückgriff auf raum- und stadtsoziologische Wissensbestände vorgestellt, welcher in der gesamten Arbeit als Ausgangspunkt für die Verknüpfung von Erkenntnissen dient. Das Verständnis über die Bedeutung und die Konstruktion von sozialen Räumen dient im Weiteren als Grundlage für die Vorstellung des Konzeptes der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit. Die Darlegung der Handlungsprinzipien dient der Herstellung eines Bezuges, wie Soziale Arbeit in einem Stadtteil tätig wird und welche Bedeutung sie dem Sozialraum beimisst. Anschließend wird der soziale Raum im Wirkungsgefüge von Integration und Ausgrenzung behandelt, um davon ausgehend den Handlungsauftrag der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit und den Zusammenhang zur Notwendigkeit der Förderung von Selbstwirksamkeit aufzubauen.

Im dritten Kapitel wird eingangs der Gemeinschaftsgarten in einen Vergleich zu anderen Formen urbanen Gärtnerns gesetzt, um sich anschließend mit seiner Bedeutung für und seinen Auswirkungen auf die Entwicklung eines Stadtteils auseinanderzusetzen. Der letzte Punkt schließt die Betrachtung eines Gemeinschaftsgartens als sozialen Raum ein und stellt somit eine Verknüpfung zu den Grundlagen der Konstruktion von Sozialräumen im zweiten Kapitel her.

Das vierte Kapitel definiert zunächst den Begriff Selbstwirksamkeit, um sich anschließend der Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung und ihren Folgen für die jeweilige Person zu widmen. Darüber hinaus soll es Erkenntnisse zu den Grundlagen der Förderung von Selbstwirksamkeit und wie diese in einem Gemeinschaftsgarten umgesetzt werden können, liefern.

Um eine fundierte Auseinandersetzung mit der Forschungsfrage und den dazugehörigen Thesen zu ermöglichen, wurde eine empirische Untersuchung am Beispiel des Freien Gartens am Herrenberg, einem Stadtteil von Erfurt, durchgeführt.

Im fünften Kapitel wird zunächst das leitfadengestützte Expert\*inneninterview, welches als Erhebungsmethode dient, vorgestellt. Das Interview mit dem Mitarbeiter des Stadtteilzentrums, das an den Gemeinschaftsgarten angrenzt, wurde mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Alle personenbezogenen Daten wurden anonymisiert. Die Thesen bilden die Basis für die Ableitung entsprechender Leitfragen für das Interview. Das Kapitel schließt mit der

Vorstellung des Untersuchungsgebietes und der Klärung der Bedeutung für die vorliegende Arbeit.

Das sechste Kapitel verknüpft die theoretischen Erkenntnisse mit den Ergebnissen aus dem Interview. Dafür werden die Thesen entsprechend den Punkten Raum, Selbstwirksamkeit und sozialraumorientierte Soziale Arbeit, deren gemeinsamer Bezugspunkt der Gemeinschaftsgarten ist, zugeordnet. Die Analyse der Daten dient der Überprüfung und Beantwortung der Thesen.

Den Abschluss der Arbeit bildet das Fazit mit einer Zusammenfassung aller gewonnenen Erkenntnisse, um diese kritisch zu reflektieren und eine Antwort der Forschungsfrage daraus abzuleiten.

## 2 Der Raum als Bezugsgröße in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit

Städte bilden nicht nur die Gesellschaft ab, sondern sie werden auch von ihr gebildet. In ihr werden Räume konstruiert, die sich aus dem direkten Handeln ihrer Bewohner\*innen verwirklichen (vgl. Löw et al. 2008, 12). Das nachfolgende Kapitel gibt einerseits einen Überblick über die in der Literatur verwendeten Raumbegriffe und schafft andererseits eine für die sozialraumorientierte Soziale Arbeit bedeutsame Verständnisgrundlage. Die sozialraumorientierte Soziale Arbeit ist ein von Wolfgang Hinte und seinen Kolleg\*innen entwickeltes Fachkonzept, welches übergreifend auf bereits bestehende Ansätze zurückgreift, diese weiterentwickelt und sich als Leitfaden in professionellen Handlungsfeldern wiederfindet (vgl. Hinte 2007, 80).

### 2.1 Grundlagen der Konstruktion Sozialer Räume

In Abhängigkeit zum Handlungsfeld und dem zu erfüllenden Erklärungsansatz existieren unterschiedliche Auffassungen des Raumbegriffs. Aus diesem Kontext heraus kann der Raum ein territorial fest begrenztes Gebiet darstellen, welches rechtlich bestimmt ist. Gleichzeitig können Räume anhand objektiver Kategorien beschrieben werden, beispielsweise in Bezug auf Infrastruktur oder gestalterische, bauliche Aspekte, sodass voneinander abgrenzbare Stadtgebiete entstehen (vgl. Baum 2018, 95-96). Der „gelebte Raum“ (ebd., 96) bzw. der „erlebte Raum“ (Herrmann 2019, 30) bildet für Menschen eine Handlungs- und Interaktionsfläche, welche sie mit Bedeutungszusammenhängen füllen und der Identifikationsprozesse auslöst (vgl. Baum 2018, 96). Dem Verständnis des erlebten Raums vorangestellt ist der „relationale Raum“ (Herrmann 2019, 29; Löw et al. 2008, 63). Die Theorie des relationalen Raumes beinhaltet, dass Räume durch das Verhältnis der Beziehung von Menschen und Objekten zueinander entstehen (vgl. Herrmann 2019, 29). In diesem Sinn steht im Zentrum ein grundlegendes Ordnungsmuster, welches sich über die Anordnung von Menschen und Objekten an einem Ort erschließen lässt (vgl. ebd., 30; Löw et al. 2008, 63). Löw (vgl. 2008, 64) unterscheidet bei der Konstruktion von Räumen den Prozess der Syntheseleistung und den Prozess des Spacings. Beide Prozesse können bei der Betrachtung der Entstehung von Räumen nicht als isolierte Vorgänge verstanden werden, sondern sie nehmen wechselseitig Bezug aufeinander. Bei der Syntheseleistung wird davon ausgegangen, dass die aktive Verbindung von Wahrnehmungsleistungen, Erkenntnissen und Erfahrungen

durch die Menschen zur Entstehung eines sozialen Raums führt. Das Spacing, übersetzt als Positionierung, bedeutet das Menschen einen Raum mit Symbolen versehen und sich in ihm platzieren (vgl. Löw 2001 in Löw et al. 2008, 64). Ohne die Wahrnehmung und Verknüpfung dieser Symbole, das heißt ohne Syntheseleistung, kann das Spacing nicht stattfinden und damit kein Raum entstehen (vgl. ebd.; Herrmann 2019, 30). Die Prozesse der Syntheseleistung und des Spacings können auch als Wahrnehmung und Aneignung bezeichnet werden (vgl. ebd.). Für die vorliegende Arbeit ist die Verwendung des Begriffes der Aneignung von Räumen treffender, weil hier die Aktivität und die Einflussnahme von Menschen im Sozialraum mehr in den Vordergrund gestellt werden. In einem Stadtteil gibt es ein Nebeneinander von sozialen Räumen durch eben diese stattfindenden Prozesse, die gleichzeitig einer fortlaufenden Entwicklung und damit auch einer Veränderung unterliegen. Dabei wird von der Reproduktion von Räumen gesprochen (vgl. Löw 2001 in Löw et al. 2008, 64; Herrmann 2019, 30). Löw geht weiterhin davon aus, dass Räume immer sozial sind, weil sie durch menschliches Handeln und die eben benannten Prozesse konstruiert werden. Individuen verbinden sich selbst, Andere, sowie Objekte (als materielle Kategorie) im Prozess und stellen dadurch einen Raumbezug her (vgl. Löw et al. 2008, 64). Menschen lösen den Prozess der Aneignung nicht nur aus, sondern ihr aktives Handeln gestaltet den Raum. Objekte werden durch ihre Beschaffenheit nach außen wirksam, wenn sie auch im Vergleich zum Menschen weniger aktiv sind (vgl. ebd.). Der Soziologe Henri Lefebvre geht davon aus, dass ein sozialer Ort das Ergebnis eines sozialen Prozesses ist (vgl. Lefebvre 1991 in Löw et al. 2008, 52). Weiterhin differenziert er zwischen sozialen und natürlichen bzw. physischen Räumen. Menschen geben natürlichen Räumen eine Bedeutung infolge der Erfahrungen, die sie in diesen gemacht haben. Infolge dieser Entwicklung entstehen soziale Räume (vgl. ebd., 52).

Darüber hinaus weist das Ordnungsmuster des relationalen Raums ebenso auf die soziale Stellung von Menschen hin und sagt als Ausdrucksmittel etwas über gesellschaftliche Strukturen aus (vgl. Herrmann 2019, 30; Löw et al. 2008, 63). Dies beginnt beispielsweise schon grundlegend damit, wie sich Menschen während eines Vortrags im Raum positionieren, nämlich als die Zuhörenden und den/ die Sprecher\*in. Das Beispiel von Herrmann zeigt auf, wie diese Ordnungsmuster dem Alltag von Menschen Struktur geben (vgl. Herrmann 2019, 30). Gesellschaftliche Strukturen entstehen als Ergebnis von unter anderem politischen, rechtlichen,

ökonomischen, räumlichen und zeitlichen Dimensionen (vgl. Löw et al. 2008, 63). Löw spricht weiterführend auch von der „Dualität des Raumes“ (ebd.).

Die Struktur eines Raumes löst ein bestimmtes Handeln aus, welches in einer Wechselwirkung strukturellen Einfluss nimmt. Zusammenfassend bedeutet es, dass ohne menschliches Handeln kein Raum entsteht (vgl. ebd.) und stimmt somit der obigen Aussage von Lefebvre über soziale Orte zu. Räume werden zumeist aus einem praktischen Bewusstsein heraus konstruiert, das heißt auf Grundlage eines Alltagswissens und gewohnten Handlungen ohne aktiven reflexiven Zugriff (vgl. Giddens 1988 in Löw et al. 2008, 64) und sagt aus, dass Menschen sich unbewusst damit auseinandersetzen, wie ein Raum entstehen soll (vgl. Löw 2008 et al., 64). Das folgende Kapitel schließt an diese Betrachtung an und stellt einen Bezug her, inwieweit ein sozialer Raum einen Handlungsraum der Sozialen Arbeit darstellen kann.

## 2.2 Bedeutsame Aspekte des Sozialraums für die Soziale Arbeit

Der Auffassung des relationalen Raums zufolge steht der absolute Raum, auch als Containerraum bezeichnet, diesem gegenüber (vgl. Herrmann 2019, 29). Der Raum als Territorium besitzt in der Stadtentwicklung eine wichtige Bedeutung (vgl. ebd.). In der Sozialraumorientierung stellt das Territorium den Sozialraum aus der Verwaltungsperspektive dar (vgl. Schönig 2008 in Herrmann 2019, 32). Sozialraum und sozialer Raum werden nachfolgend synonym verwendet. Die Verwendung des Begriffs Territorium entstammt der Zeit der Industrialisierung, wo die sozialen Verhältnisse in einer Stadt einer klaren Ordnung entsprachen. Zum Beispiel waren Arbeiterviertel klar von anderen Gebieten der Stadt getrennt (vgl. Reutlinger 2007, 102). Heute findet dieser Begriff vor allem bei der Beurteilung der vorhandenen und notwendigen Ausstattung mit Ressourcen in einem festgelegten Gebiet Anwendung (vgl. ebd.). Die Erhebung von Sozialstrukturdaten liefert Aussagen über die Verteilung von Ressourcen bei den Bewohner\*innen selbst (beispielsweise in Bezug auf soziale Benachteiligung), öffentlichen (z. B. Verkehrsanbindung) und privaten Ressourcen (z. B. Vorhandensein von Arbeitsplätzen) (vgl. Herrmann 2019, 32-34). Hinte (vgl. 2007, 32) verweist darauf, dass diese Einteilung die höchst subjektiven und vielschichtigen Sozialräume der Menschen nicht berücksichtigen kann, sondern lediglich eine verwaltbare Ordnung auf der Organisationsebene herstellt. Die subjektiv definierten Sozialräume sind meist im Vergleich zu den festgelegten Grenzen von deutlich geringerer Größe (vgl. ebd.).

Für die Soziale Arbeit schließt sich zudem viel mehr noch die Betrachtungsweise zu den in Kapitel 2.1 getroffenen Aussagen zum relationalen und erlebten Raum an. Der Raum ist dabei zugänglich und anschlussfähig an andere Räume (vgl. Löw 2001; Kessl et al. 2005 in Baum 2018, 96). Der erlebte Raum unterscheidet sich vom relationalen Raum insoweit, dass er neben der Berücksichtigung von Ordnungsmustern, der Wahrnehmung einen höheren Stellenwert beimisst (vgl. Herrmann 2019, 29). In diesem Kontext meint Wahrnehmung den Prozess, wie Menschen die sie umgebende Realität erleben und welche Bedeutung diese erhält (vgl. Löw et al. 2008, 13). Ein Raum beeinflusst einen Menschen und dieser spricht ihm eine Bedeutung zu. Dieser Effekt wirkt sich nicht nur auf den Einzelnen aus, sondern ebenso auf die in ihm interagierende Gemeinschaft (vgl. Herrmann 2010 in Herrmann 2019, 31). Das Raumerleben besitzt darüber hinaus auch eine zeitlich und kulturelle Dimension. Mit dem Begriff der Raumerfahrung als ein wesentlicher Bestandteil des Raumerlebens wird dieser Effekt verdeutlicht. Jede Erfahrung in einem Raum wird beeinflusst durch gesellschaftliche und kulturelle Merkmale, sowie auch von den individuellen Eigenschaften einer Person (z. B. Alter). Erfahrungen prägen als Erinnerungen das gegenwärtige Raumerleben und wirken sich dadurch auf die Entstehung von Räumen aus (vgl. Herrmann 2010 in Herrmann 2019, 31). Jeder Raum erhält dadurch eine ihm eigene Atmosphäre. Für die Soziale Arbeit ist die Atmosphäre bedeutsam, weil darüber Erkenntnisse über die Zugangsmöglichkeiten in einen Raum generiert werden können. Wie Menschen sich in einem Raum wohlfühlen, hängt auch damit zusammen, welche Anerkennung sie in diesem erfahren (siehe weiterführend Kapitel 2.4) (vgl. Löw et al. 2008, 65). Soziale Arbeit könnte über eine Verbesserung der materiellen und sozialen Ausstattung Impulse für ein verändertes Raumerleben geben.

Menschen treten als Konstrukteure von sozialen Räumen auf (siehe dazu Kapitel 2.1) (vgl. Herrmann 2019, 32). Die Soziale Arbeit schafft durch ihr Tätigsein ebenso soziale Räume, worüber ein Bezug zur Ebene der Bewohner\*innen geschaffen wird und Ressourcen ermittelt werden (vgl. ebd. 32-33). Des Weiteren wird der Sozialraum als Handlungs- und Aktionsraum bestimmt, den sich Menschen aneignen (vgl. ebd., 33). Sozialräume sind nicht klar voneinander abgegrenzt, sondern besitzen Überschneidungen und fließende Übergänge. Dies geschieht zum einen durch die subjektive Bestimmung eines Sozialraums durch die Person selbst und zum anderen durch die Zugehörigkeit zu Gruppen, sodass es zu besitzanzeigenden Verwendungen in Bezug auf den Raum kommt, wie beispielsweise ‚unsere‘ Straße als

Kennzeichen einer Alltagskultur (vgl. Hinte 2007 30-31; Springer 1995 in Hinte 2007, 32; Hinte, Noack 2017, 13).

Das Wissen über die Aneignung von Sozialräumen, also wie Bewohner\*innen ihre Räume gestalten ist ein Ansatzpunkt für die Soziale Arbeit. Es schafft die Arbeitsgrundlage für professionelles Handeln im Sozialraum und verfolgt das Ziel einer angemessenen, bedürfnisorientierten Unterstützung, Menschen in ihrem Alltag zu stärken (vgl. Hinte 2007, 30- 31). Der Sozialraum aus dieser Betrachtung heraus, stellt nicht nur für die Soziale Arbeit einen wichtigen Bezug dar, sondern schafft auch für die Politik und die Verwaltungsebene die Möglichkeit sich an der Lebenswelt der Bewohner\*innen zu orientieren (vgl. ebd., 33).

### 2.3 Handlungsprinzipien der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit

Die sozialraumorientierte Soziale Arbeit findet ihren Ursprung in den achtziger Jahren und führt die Ansätze einer katalytisch-aktivierenden Gemeinwesenarbeit fort (vgl. Hinte 2007, 29; Herrmann 2019, 66). Auf der Grundlage dieses Konzeptes, wird der professionell Handelnde als Impulsgeber bzw. Verstärker, wie auch aus einer beobachtenden, informierenden oder vermittelnden Rolle tätig (vgl. Karas, Hinte 1978 in Herrmann 2019, 48), um Veränderungen im Sozialraum anzustoßen (vgl. Herrmann 2019, 48). Dieses Verständnis findet sich noch heute im Konzept der Sozialraumorientierung wieder und stellt den sozialen Raum mit seinen gestaltbaren Möglichkeiten in den Vordergrund (vgl. Hinte 2007,30). In der Literatur finden sich weitere Bezeichnungen wie Stadtteilorientierung, Sozialraumorientierung und schließlich sozialraumorientierte Soziale Arbeit entsprechend der fachlichen und zeitlichen Entwicklung des Konzeptes (vgl. Hinte 2007, 29-30). Diese Form einer Arbeit im Stadtteil vertritt die Auffassung, dass Menschen als aktive Gestalter ihre Lebenswelt definieren und verändern. Soziale Arbeit kann nur wirksam tätig werden, wenn sie dies beachtet und darüber hinaus die Bedeutungszusammenhänge und die Auswirkungen von sozialräumlichen Milieus in ihr Handeln einbezieht (vgl. Baum 2018, 100; Hinte 2007, 34-35). Jede Art der professionellen Einmischung verändert den Sozialraum (vgl. Hinte 2007, 34). Im Handlungskontext kann der soziale Raum als steuernd, veränderlich, verbessernd oder auch als hindernd beurteilt werden (vgl. Baum 2018, 100). Der soziale Raum findet sich in einer Fall- und Systemebene wieder (vgl. Hinte, Noack 2017, 13). Die Fallebene umfasst die individuelle Lebenswelt der Bewohner\*innen und die sich überlagernden Sozialräume. Dies führt zur Entstehung von sozialen Räumen mit einem ganz spezifischem Ordnungsmuster

und den jeweiligen Bedeutungszusammenhängen der Menschen (vgl. Herrmann 2019, 67; Hinte, Noack 2017, 13). Die Systemebene verknüpft die Auffassung des Raums als Planungs- und Verwaltungsgebiet (siehe dazu Anmerkungen zum Raum als Territorium im Kapitel 2.2) und den auf Grundlage von Sozialraumanalysen begründeten Raum (vgl. Hinte, Noack 2017, 13). Dies ermöglicht eine „integrative Ressourcenperspektive“ (ebd.) durch eine Berücksichtigung der individuellen Lage der Bewohner\*innen, ohne die Verwaltungsperspektive dabei zu vernachlässigen (vgl. Hinte, Noack 2017, 13-14). Die Disziplin der Sozialen Arbeit findet sich in ihrem Handeln immer wieder in einem Aushandlungsprozess zwischen Individuum und Gesellschaft wieder. Das Konzept der Sozialraumorientierung versucht durch eine Verbindung der Fall- und Systemebene diesen Perspektivwechsel zu ermöglichen, indem Menschen mit ihren individuellen Lebensbezügen berücksichtigt werden, aber dennoch auch als Teil einer Gesellschaft und ihren dort gültigen Strukturen (vgl. ebd., 14).

Im Konzept der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit werden fünf grundlegende Prinzipien professionellen Handelns unterschieden. Die Orientierung am Willen und den Interessen der Menschen als erstes Prinzip bestimmt nicht nur den Anlass für das Aktivwerden von Sozialarbeiter\*innen, sondern begleitet den gesamten Unterstützungsprozess (vgl. Hinte 2007, 45). Wolfgang Hinte verweist dabei auf die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen dem Willen, den Interessen und den Wünschen der Bewohner\*innen. Beim Erfragen von Wünschen bzw. Bedarfen wird möglicherweise die Erwartung in den Menschen gestärkt, dass die zu erhebende Disziplin, in diesem Fall die Soziale Arbeit, sich deren Umsetzung annimmt (vgl. ebd., 45-47). Für die Soziale Arbeit heißt es also nicht „ein Handlungsmandat für Betreuung und Befriedigung von Wünschen“ (ebd. 50) herzustellen, sondern Menschen zu unterstützen, ihren Willen zu formulieren, welcher dadurch die Notwendigkeit ihres eigenen Aktivwerdens hervorhebt, um anschließend gemeinsam dessen Erfüllung anzustreben (vgl. Hinte 2007, 46-47). Menschen bewegen sich in ihren sozialen Räumen und sind dort bereits aktiv. Sozialarbeiter\*innen greifen die Bedürfnislagen der Menschen auf und versuchen mit ihnen gemeinsam Wege zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen zu finden (vgl. Hinte 2001, 161). Damit ist der Übergang zum zweiten Prinzip, der Förderung von Selbsthilfepotentialen und der Stärkung von Eigeninitiative gegeben (vgl. Hinte 2007, 51).

Die Aktivierung von Menschen steht in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit grundlegend für die Schaffung von selbstbestimmten und eigenverantwortlichen

Lebensbedingungen, in der die Soziale Arbeit entsprechende Rahmenbedingungen schafft (vgl. ebd., 58). Formen der Unterstützung im Stadtteil sollten als langfristige Maßnahmen angelegt werden, da Prozesse des Aktivwerdens und der Teilhabe sich erst entwickeln müssen und nicht gegeben sind (vgl. Hinte 2001, 164). Das dritte Prinzip verweist auf die Notwendigkeit der Aktivierung von Ressourcen für eine angemessene Unterstützung (vgl. Hinte 2007, 60). Im Verständnis des Bottom-up-Prinzips sollen die Formen der Unterstützung grundsätzlich die Bewohner\*innen stärken, aus sich heraus den Herausforderungen ihres Alltages im Stadtteil gestalterisch begegnen zu können (vgl. Herriger 2010, 179). Richardt (vgl. 2017, 60) verdeutlicht es, indem er auf die Notwendigkeit einer Haltung in der Sozialen Arbeit hinweist, die sich deutlich von einer fürsorglichen Perspektive benachteiligter Menschen löst. Ressourcen ergeben sich aus dem Menschen selbst und aus dem sich anschließenden Sozialraum, wie beispielsweise die Beschaffung der öffentlichen Räume oder die Verkehrsanbindung (vgl. Fehren 2008, 132). Ressourcen erweisen sich als wirkungsvoll, wenn es Menschen dadurch gelingt aus einer positiven Bewertung heraus zielgerichtet ihre Herausforderungen zu bewältigen. Diese Wirkung fördert und stärkt wiederum die Ressourcen selbst (vgl. Richardt 2017, 61). Mit Blick auf die ersten Prinzipien hinsichtlich ihres Handlungsauftrags kann eine Verbindung von Sozialer Arbeit im Sozialraum zum Empowerment-Ansatz hergestellt werden. Beide Ansätze verfolgen das Ziel, Menschen zu unterstützen, ihren Willen und ihre Bedürfnisse zu äußern, Ressourcen zu aktivieren, um sich für ihre Lebensbedingungen einzusetzen (vgl. Herriger, 179).

Das vierte Prinzip meint, dass jede Form professionellen Handelns im Sozialraum zielgruppen- und bereichsübergreifend stattfindet (vgl. Hinte 2007, 72). Zielgruppenübergreifend, bedeutet nicht, eine Zielgruppe für das Tätigsein zu bestimmen, sondern es sollte vermieden werden, dass Menschen dadurch mit einem Etikett, mit dem sie als problembehaftet oder benachteiligt gelten, versehen werden (vgl. Hinte 2007, 73; Fehren 2008, 132). Alle Maßnahmen sollen eine größtmögliche Beteiligung aller Bewohner\*innen fördern (vgl. Fehren 2008, 132). Wenn es zum Beispiel um die Verbesserung von Wohnverhältnissen geht, ist es für eine gelingende sozialraumorientierte Soziale Arbeit von Bedeutung auch andere beteiligte Bereiche, wie die zuständigen Wohnungsunternehmen in die Arbeit einzubinden (vgl. Hinte 2007, 73-74; Fehren 2008, 132-133). Durch eine Abgrenzung der einzelnen Handlungsbereiche wird damit die Gefahr einer Allzuständigkeit vermieden (vgl. van Santen, Seckinger 2005, 56). Daran anknüpfend sollte ein Netzwerk und eine

Kooperation zwischen allen im Stadtteil beteiligten sozialen Diensten als fünftes Prinzip angestrebt werden (vgl. Hinte 2007, 75). Dieses Zusammenwirken findet in Form von gemeinsamen Aktionen oder Projekten statt und bildet die Grundlage für die Stadtteilarbeit (vgl. ebd. 76). Die Bildung von Gremien und Einrichtungen hat den Vorteil einen direkten, niedrighschwelligem Zugang zu den Bewohner\*innen herstellen zu können. Gleichzeitig geben sie Aufschluss über die im Sozialraum stattfindenden Entwicklungen (vgl. ebd., 77).

Ein zentrales Thema in der vorliegenden Arbeit ist die Aneignung von sozialen Räumen durch die Bewohner\*innen im Stadtteil, weshalb die Handlungsprinzipien um ein weiteres Prinzip ergänzt werden. Spatscheck (2009) erweitert die Rahmenbedingungen professionellen Handelns um das Prinzip der Anerkennung und Förderung von Aneignungsprozessen (vgl., 36). Es wird davon ausgegangen, dass Menschen aus ihrer Entwicklung heraus über das grundlegende Interesse verfügen, Herausforderungen zu begegnen, um sich Räume anzueignen (vgl. ebd.). Diese Aneignung stellt damit gleichsam einen Lernprozess dar und fördert neben einer zunehmenden Individualisierung auch kollektive Austauschprozesse, die sich durch das Aktivwerden und die Beteiligung im Sozialraum zeigt (vgl. Deinet, Reutlinger 2004 in Spatscheck 2009, 36). Für Sozialarbeiter\*innen liegt darin gleichzeitig die Begründung und die Chance, an die von den Bewohner\*innen besetzten Räume anzuschließen, weil sie Aufschluss über die Lebensbedingungen geben und sich entsprechende weiterführende Aneignungsprozesse fördern lassen (vgl. Spatscheck 2009, 36).

Zusammenfassend bedeutet Sozialraumorientiertes Handeln Menschen unter Wahrung ihres Eigensinns und herausgelöst von fürsorglichen Strukturen zu begleiten, neue Erfahrungsräume zu schaffen und sie in ihrem Aktivwerden zu bestärken (vgl. Blandow 2002 in Hinte 2007, 80-81).

## 2.4 Wirkungsgefüge von Integration und Ausgrenzung im Stadtteil

Bewohner\*innen eines Stadtteils bewegen sich in einem Spannungsfeld von Integration und Ausgrenzung. Für die Soziale Arbeit gilt es festzustellen, inwieweit ein Stadtteil sich benachteiligend auf die Integration seiner Bewohner\*innen auswirkt und zur Entstehung eines benachteiligten Gebietes beiträgt. Soziale Arbeit sollte viel mehr in derartige Prozesse eingreifen, um ihren Auftrag im Sozialraum gerecht zu werden (siehe dazu Kapitel 2.3) (vgl. Baum 2018, 100).

Nach Baum (vgl. 2007, 140) werden sechs Dimensionen unterschieden, welche die Integration eines Menschen beschreiben. Das „soziokulturelle Vorverständnis“ (ebd. 141) schließt die in der Gemeinschaft vorrangigen Werte, Normen und kulturellen Bezüge ein (vgl. ebd., 140). Die zweite Dimension der „sozialen Kompetenzen und Ressourcen“ (ebd. 141) beinhaltet Wissen, kommunikative Fähigkeiten, Kenntnisse, soziale Stellung und Symbole einer Person (vgl. ebd., 140). Die „sozialökonomische Basis“ (ebd., 141) trifft Aussagen zum Besitz von materiellen Mitteln, um Integration zu ermöglichen (vgl. ebd.). Während sich die sozial-kooperative Dimension allgemein auf die Einbindung in entsprechende Netzwerke bezieht, geht die sozialökologische Dimension weiter, indem sie die Einbindung in einen sozialen Raum als Voraussetzung nennt, in welchem Menschen ihre Bedürfnisse verwirklichen können (vgl. ebd., 140-141). Abschließend wird mit der sozialen Sicherheit der staatliche Auftrag sichtbar, Menschen in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe zu unterstützen (vgl. ebd., 141). Aus einer systemischen Betrachtung heraus stehen alle Dimensionen in einer Verbindung und beeinflussen sich wechselseitig. Für das Verständnis von Integration und Ausgrenzung bedeutet es, dass eine Bedrohung in einer Dimension nicht den Ausschluss einer Person bedeutet, jedoch eine Dimension das System beeinträchtigen kann und es in der Folge zu einer Ausgrenzung kommt (vgl. ebd.).

Die Komplexität des Verständnisses von Integration setzt sich mit der Betrachtung von Ausgrenzung fort. Mit einem Ausgrenzungserleben eng verbunden, sind für die Menschen Erfahrungen von Verdrängung aus den Bezugsbereichen ihres Lebens (vgl. Häußermann 2004, 131). Nach Häußermann beginnt dies häufig im Arbeitsfeld, beispielsweise durch Arbeitslosigkeit, und führt in dessen Folge zu einem Verlust sozialer und kultureller Bezüge und wird durch eine räumliche Trennung weiter begünstigt (vgl. ebd.). Diese sozialräumliche Segregation bezeichnet die ungleiche Verteilung von Bewohner\*innen in einer Stadt, sodass es zu einer Ansammlung von Menschen in einem bestimmten Gebiet, entsprechend ihrer kulturellen, sozialen und ethnischen Eigenschaften, kommt (vgl. Baum 2018, 147). Diese soziale Ungleichheit wird im Sozialraum sichtbar. Die im Zusammenhang mit dem Begriff genannten wertvollen Güter verweisen auf die von Baum aufgeführten Dimensionen von Identität. Sie tragen maßgeblich dazu bei, wie sich Zugänge in die Gesellschaft und in soziale Räume gestalten, das heißt wie sich Teilhabe verwirklicht (vgl. ebd., 146). Beispielhaft kann dieser Zustand an den Zugängen zu Wohnungen aufgezeigt werden. Fehlen die Güter können Menschen sich ihre Wohnung nicht mehr frei

wählen bzw. nur auf ihnen zugewiesene Wohnungen zurückgreifen, sodass die aktive Gestaltung hinsichtlich ihres Wohnumfeldes vermehrt abnimmt (vgl. Häußermann 2004, 131). Dies fördert die Entstehung eines bestimmten Milieus im Sozialraum, welches im zunehmenden Maße die Verdichtung von weiteren Problemlagen stärkt und zu einem benachteiligenden Stadtteil führen kann (vgl. ebd.). Folgen dieser Benachteiligung verdeutlichen sich im Bereich der Sozialisation und der sozialen Interaktion. Soziale Netzwerke werden zunehmend geschlossener und in ihnen versammeln sich Menschen in vergleichbaren Problemlagen. Hinzu kommt ein vermehrtes Auftreten von Verhalten, welches sich deutlich von anderen gesellschaftlich anerkannten Normen abhebt. Es kommt sowohl zu einem Verlust von Begegnungs- und Erfahrungsfläche als auch von Kompetenz, um notwendige Lösungsstrategien zu entwickeln. Zusammengefasst fehlt es an Modellpersonen, die einen zuversichtlichen und anderen Umgang mit den Herausforderungen im Alltag besitzen sowie an Institutionen, die solche Begegnungsplattformen schaffen (vgl. Häußermann 2004, 134-138). Darüber hinaus entsteht, meist von außen, ein Bild bzw. Image eines Stadtteils, welches sich als zusätzlich benachteiligend auswirkt (vgl. Herrmann 2019, 21). Baum (2007, 146) führt die Gedanken weiter und bezeichnet diesen Vorgang als „soziale Exklusion durch den Raum“. Diese Entwicklung geht einher mit einem Rückgang von Handlungsfähigkeit, die erforderlich wäre, um die eigene Identität und Integration sicherzustellen und vermittelt den Bewohner\*innen nicht von Bedeutung für die bestehende Gesellschaft zu sein (vgl. ebd. 145-146). Die Bedarfsorientierung in der Sozialraumorientierung (siehe dazu auch Kapitel 2.3) verdeutlicht sich an dieser Stelle durch die Ermittlung, inwieweit Bewohner\*innen einen Leidensdruck besitzen und durch welche benachteiligenden Effekte, er ausgelöst wird (vgl. Baum 2007, 151). Darüber hinaus besteht eine klare Verbindung zwischen der Integration in einen Raum und dessen Aneignung (siehe dazu Kapitel 2.1). Integration findet statt, wenn die Bewohner\*innen die Überzeugung besitzen, als Gestalter\*innen in einem sozialen Raum auftreten zu können (vgl. ebd. 144; 152; Reutlinger 2007, 104). Sozialarbeiter\*innen sollten in ihrem Handeln betrachten, dass eine Einflussnahme und das Implizieren von Veränderungen nur erfolgreich sein können, wenn Menschen sich unter den Auswirkungen sozialer Ungleichheitsverhältnisse mit dem sozialen Raum identifizieren und ihn sich aneignen (vgl. Baum 2007, 153; 157).

### 3 Gemeinschaftsgärten als Orte des Sozialen

Bereits in den 1920er Jahren verwies der Gartenarchitekt Leberecht Migge auf das Potential von Gärten in der Stadt, welches bis heute nicht an Aktualität verloren hat (vgl. Dams 2012, 160; Hubenthal 2012, 207). In seiner Konzeption dienen Gärten als Erholungsraum für die Stadtbewohner\*innen, um ihnen naturnahe Erfahrungen zu ermöglichen und von Arbeitslosigkeit betroffenen Menschen, Zugang zu einer verbesserten Ernährung durch den Nutzpflanzenanbau zu geben (vgl. Dams 2012, 160). Gleiches findet sich auch in der Entwicklungsgeschichte der Schrebergärten, die ursprünglich zur Gesundheitsförderung von Kindern angelegt und im weiteren Verlauf zur Produktion von Nahrungsmitteln genutzt wurden (vgl. Dams 2012, 160). Gärten gewinnen bis heute immer mehr an Bedeutung „als Katalysator für [ein] selbstbestimmtes, gesellschaftliches Leben“ (ebd., 166) und werden damit zu gemeinschaftsstiftenden, kulturverbindenden und -schaffenden Orten (vgl. ebd.). Das vorliegende Kapitel widmet sich dieser Aussage und stellt Bezüge zu den Wirkungsdimensionen und der vorgestellten Raumtheorie in dieser Arbeit her.

#### 3.1 Begriffsbestimmung und Abgrenzung

Urbane Landwirtschaft vereint die vielfältigen öffentlichen und privaten Ausprägungen der landwirtschaftlichen Nutzung in Bezug auf den Pflanzenanbau und die Tierhaltung innerhalb der Grenzen einer Stadt (vgl. Halder 2018, 113). Das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) (vgl. 2015, 19) versteht urbane Gärten als einen Oberbegriff, welcher alle Formen öffentlicher Gartenanlagen einschließt, ebenso wie die Gärten, die sich an ein Wohnhaus angliedern und die sich meist über weite Räume erstreckenden Kleingärten. Bei öffentlichen Gartenanlagen liegt die Gestaltung und Instandhaltung bei der Stadtverwaltung und bei Letzteren handelt es sich um einen Privatbesitz, dessen Zugriff sich auf eine bestimmte Anzahl von Personen beschränkt (vgl. ebd., 20). Der Schwerpunkt der vorliegenden Arbeit bezieht sich auf Gemeinschaftsgärten als eine Möglichkeit urbanen Gärtnerns, deren Fundament auf dem freiwilligen Zusammenschluss von Person beruht mit dem Ziel der Entstehung eines gemeinschaftlich genutzten Gartens (vgl. Madlener 2009, 132; Rosol 2017, 11; BBSR 2015, 20). Jeder dieser Gärten ist für sich gesprochen einzigartig und die entsprechenden Bezeichnungen, wie beispielsweise interkultureller oder Nachbarschaftsgarten, deuten auf die möglichen Schwerpunkte der Zusammenarbeit hin (vgl. BMUB 2015, 7). Zwei Merkmale der Entwicklung von

Gemeinschaftsgärten, Freiwilligkeit und Gemeinschaftlichkeit, zeigen die Abgrenzung zu den privatisierten Kleingärten und einer ökonomischen urbanen landwirtschaftlichen Nutzung (vgl. Rosol 2017, 11). Insbesondere ist die Gemeinschaft wesentlich für die Gründung und Etablierung eines Gemeinschaftsgartens (vgl. BBSR 2015, 21). Eine weitere Eigenschaft ist der, zumindest anteilige, öffentliche Zugang zum Garten. Dieser erlaubt darüber hinaus weitere kollektive Prozesse und Nutzungsmöglichkeiten (vgl. Rosol 2006, 37; Rosol 2017, 11-12). Nach Schwerzmann (2013) werden Gemeinschaftsgärten häufig auf der Basis eines ehrenamtlichen Engagements von Bewohner\*innen gegründet, die sich eine unbesiedelte Fläche im Stadtteil aneignen (vgl., 55), was jedoch einer Bewilligung der Grundstücksbesitzer bedarf (vgl. BMUB 2015, 7).

### 3.2 Funktion von Gemeinschaftsgärten in der Stadtteilentwicklung

Für ein besseres Verständnis, welche Rolle Gemeinschaftsgärten bei der Entwicklung eines Stadtteils einnehmen können, werden zunächst die Auswirkungen auf die Nutzer\*innen dargestellt. Die Ebene der Nutzer\*innen schließt das Individuum und die Gemeinschaft gleichermaßen mit ein. Die Zugänge können je nach Ausrichtung des Gartens ganz vielfältig sein. Sie reichen von einem Bewerben und einer Vorstellung durch die Leitung oder aktive Nutzer\*innen, über gemeinsame Gespräche, andere soziale Netzwerke bis zu einer selbstinitiierten Kontaktaufnahme zum Garten (vgl. Madlener 2009, 113-121). Personen, die in den Garten kommen, müssen sich neben ihren persönlichen Gründen (Motivation und Zugang) zur Teilnahme an den bisher bestehenden Ordnungssystem des Gartens als Raum orientieren (vgl. ebd., 166). Darüber hinaus erhalten sie durch ihre Betätigung die Möglichkeit als Gestalter\*innen in die Ordnungssysteme einzugreifen (vgl. ebd., 167). Der Wunsch nach einer gärtnerischen Aktivität stellt in der von Madlener (vgl. 2009, 123) durchgeführten Studie über die Beweggründe von Menschen für eine Beteiligung in einem Gemeinschaftsgarten den bedeutsamsten Anlass dar. Werner (vgl. 2012, 61) merkt an, dass das Gärtnern für den Menschen eine sinnstiftende, sowie eine das Wohlergehen steigernde Tätigkeit ist, indem sie Menschen die Möglichkeit bietet sich über einen meist längeren Zeitraum einer Aufgabe fürsorglich widmen zu können. Weitere Gründe sind die damit geschaffene Austausch- und Begegnungsfläche, die Erweiterung des eigenen Lebensraums, mehr Einbindung in die Gestaltung des Stadtteils, ein Aufenthaltsraum für Kinder, der Wunsch nach Vergnügen, sowie eine nachhaltige, selbstversorgende und ökologische Produktion von Lebensmitteln

(vgl. Madlener 2009, 123-127). Es bildet sich ein soziales Netzwerk, in dessen Zentrum der Gartenraum steht (vgl. Werner 2012, 63). Gemeinschaftliches Gärtnern findet statt, indem die zur Verfügung stehende Fläche als gemeinsames Beet bestellt wird oder eine Fläche in individuell zu bewirtschaftende Beete mit gemeinschaftlichen Anteilen aufgeteilt wird (vgl. Madlener 2009, 94, Werner 2012, 62). Die Gründung und der Aufbau eines Gemeinschaftsgartens geschieht meist aus einem bestehenden Kollektiv heraus, welches mehr oder weniger strukturell in die Organisation eingreift (vgl. Werner 2012, 63). Im Garten selbst können sich je nach Ausrichtung, Aufgabe und Thematik ausgehend von der Gemeinschaft einzelne Gruppen bilden, deren Übergänge meist fließend sind (vgl. ebd.). Die soziale Interaktion in diesem Raum fördert insbesondere die Vermittlung von gemeinschaftlichen Erfahrungen durch das gemeinsame Gärtnern, zum Beispiel bei der Verwertung der eigenen Erträge während eines Festes (vgl. ebd., 62).

Grünanlagen im urbanen Raum stellen für die Bewohner\*innen einerseits einen Erholungsort dar, andererseits dienen sie der Herstellung von Lebensmitteln, wenn auch aus heutiger Sicht nur noch mit einer geringen Bedeutung (vgl. BBSR 2015,17). Nach Müller et al. (vgl. 2016,136) spiegelt sich die Ausstattung und die Beschaffenheit eines Grünraumes in der Außenwirkung des Stadtteils wider. Somit finden sich vernachlässigte Grünflächen in der Kategorie zur Verbesserung des Wohnumfeldes in städtebaulichen Förderprogrammen, wie beispielsweise ‚Soziale Stadt‘, als Indikator für eine notwendige Stärkung des Stadtteils (vgl. ebd., 136-137). Gemeinschaftsgärten schaffen erwünschte und gestattete Aufenthaltsorte im öffentlichen Raum (vgl. Rosol 2006, 255). Vor allem in dicht besiedelten Wohngebieten können ungenutzte Flächen durch die Gründung eines Gemeinschaftsgartens dem Bedürfnis der Bewohner\*innen nach mehr Grünflächen entsprechen und zu einer verbesserten Wahrnehmung des Stadtteils beitragen (vgl. ebd., 243). Gemeinschaftsgärten können als zentraler Treffpunkt im Wohngebiet Beteiligungsprozesse der Bürger\*innen in der Stadtteilentwicklung auslösen und steuern (vgl. Baier 2012, 179; Müller 2012, 23; Rosol 2006, 255). Das gemeinsame Tätigwerden und die Auswirkungen des stattfindenden kollektiven Prozesses fördern notwendige Kompetenzen für Aushandlungsprozesse im Garten und im Wohngebiet (vgl. Rosol 2006, 255). Gleichzeitig stärkt dies die individuelle Identifikation mit dem Stadtteil (vgl. Rosol 2006, 255). Über die Grenzen des Gartens hinweg wirkt sich die Gemeinschaft des Gartens auf die bestehenden Nachbarschaften in der Umgebung aus, indem

Begegnungen initiiert und gefördert werden (vgl. Werner 2012, 63). Nachbarschaften werden somit belebt und strukturell verändert (vgl. ebd.).

### 3.3 Bedeutung von Gärten als Sozialraum

Ähnlich wie Menschen Konstrukteure ihrer Sozialräume sind (siehe auch Kapitel 2.1), wirken sich die Aneignungsprozesse im Gemeinschaftsgarten auch auf dessen Entwicklung aus (vgl. Schwerzmann 2013, 61). Beeinflussende Faktoren sind dabei das Alter der Nutzer\*innen, ihre Ziele und Bedürfnisse, kulturelle Eigenschaften und das jeweilige sozialräumliche Milieu (vgl. ebd.). Hinzu kommt eine zeitliche Dimension, ob der Garten etwa nur als Zwischennutzung oder dauerhaft angelegt wurde und inwieweit das Gärtnern als Aktivität in der Bevölkerung beliebt ist (vgl. ebd.). Der Gemeinschaftsgarten ist für alle Nutzer\*innen ein fester Bezugspunkt, weil jede Beeinflussung und Veränderung in ihm stattfindet bzw. auf ihn verweist (vgl. Madlener 2009, 130). Diese Interaktion bewirkt, dass die Menschen dem Garten eine Bedeutung zuweisen und mit ihm in einem Beziehungsgeflecht stehen (vgl. ebd.). Weiterführend wird im Kapitel 2.1 in den Aussagen über die Dualität des Raumes ebenso auf dieses Beziehungsgeflecht verwiesen. Neben dem Garten als Treffpunkt im Stadtteil verweist Müller (vgl. 2012, 30-31) darauf, dass Gemeinschaftsgärten vor allem den Nutzer\*innen Sinnhaftigkeit, Aneignungserfahrungen in einem Raum und das Gefühl von Gemeinschaftlichkeit vermitteln.

Gleichsam könnte hier ein Berührungspunkt zu den Prozessen der Syntheseleistung und des Spacings als Voraussetzungen für die Entstehung von Sozialräumen (siehe ausführlich Kapitel 2.1) gesetzt werden, welcher sich den eben getroffenen Aussagen anschließt. Beim Gemeinschaftsgarten geht es nicht um ein Besitztum, sondern um die Einflussnahme und Gestaltung dieses Raumes (vgl. Madlener 2009, 132). Hier entsteht eine weitere Verbindung zu den Annahmen zum relationalen Raum, indem der Garten als Raum ein Ordnungsmuster vorgibt, an welchen sich Menschen orientieren und ihr Tätigsein ausrichten können (vgl. Madlener 2009, 132). Beispielsweise das Anlegen eines Beetes zeichnet nicht alleinig die Ordnung im Garten aus, vielmehr schaffen die Menschen über räumliche und soziale Aushandlungsprozesse selbst ihre Grenzen und Möglichkeiten (vgl. Madlener 2009, 167). Erst durch diese Entwicklung werden sie zu sozialen Räumen (vgl. Werner 2012, 59). Häufig ist die Fläche des Gemeinschaftsgarten im Vorfeld nicht genutzt worden (vgl. ebd.). Müller spricht an dieser Stelle von „Nicht-Orten“ (2012, 23) im Stadtteil. Infolge des Belebens dieser Orte entsteht nicht nur ein

Gemeinschaftsgarten, sondern es sind die Nutzer\*innen, die ganz individuelle Entwicklungsprozesse durchlaufen (siehe weiterführend Anmerkungen zu den selbstwirksamkeitsförderlichen Aspekten von Gemeinschaftsgärten im Kapitel 4.3) (vgl. Werner 2012, 59).

Rosol (vgl. 2006, 242) sieht in Gemeinschaftsgärten ein Vorliegen von erweiterten Aneignungsbedingungen im Vergleich zu anderen Grünräumen im Stadtteil. Damit ist gemeint, dass Gemeinschaftsgärten den Nutzer\*innen mehr Gelegenheiten geben, sich aktiver und eigenverantwortlicher mit dem Raum zu beschäftigen (vgl. Nohl 1993 in Rosol 2006, 242). In einer öffentlichen Grünanlage sind die Formen der Nutzung für die Menschen eingeschränkt bzw. vorgeschrieben, zum Beispiel Spaziergehen oder sportliche Betätigungen (vgl. Rosol 2006, 242). Innerhalb einer Kleingartenanlage müssen die Parzellen gepachtet oder käuflich erworben werden und die gültige Kleingartenordnung gibt der Gestaltung des Gartenraumes klare Rahmenbedingungen vor (vgl. Müller et al. 2016, 134). Wenn auch die Nutzer\*innen in ihrer Parzelle mehr Gestaltungsfläche im Vergleich zum öffentlichen Raum besitzen, bleibt der Zugang zu dieser Form des Gartens höherschwelliger (vgl. Müller et al. 2016, 134-135; Rosol 2006, 36). Weiterhin besitzt der Gemeinschaftsgarten deutlich mehr Gestaltungsmöglichkeiten für seine Nutzer\*innen (vgl. Rosol 2006, 242).). Gemeinschaftlich genutzte Flächen gibt es sowohl im Gemeinschaftsgarten und im Kleingarten, wenn auch bei Letzteren klar voneinander getrennt (vgl. ebd. 2006, 36). Der soziale Raum des Gemeinschaftsgartens besitzt durch seine Lage im Stadtteil eine direkte Nähe zur Nachbarschaft und seine Nutzung soll für die Menschen bewusst zugänglich gestaltet werden, wie auch jede Betätigung gleichzeitig auch dem Prinzip der Freiwilligkeit folgen soll (vgl. Madlener 2009, 94). Die gärtnerische Aktivität im Gemeinschaftsgarten ist gleichsam auch ein soziales gärtnerisches Handeln, weil jede Form der Tätigkeit einen Bezug zur Gemeinschaft herstellt und als Begegnungsfläche Einfluss auf den Sozialraum nimmt (vgl. Müller 2012, 23). Madlener unterteilt den Garten in einen Handlungs- und Interaktionsraum, einen Stimmungsraum und einen Anschauungsraum (vgl. Braun 2004 in Madlener 2009, 133). Der Handlungs- und Interaktionsraum schließt das Aktivwerden im Garten und das Sammeln von praktischen Erfahrungen ein. Dies entspricht der gestalterischen und territorialen Aneignung des Raumes (vgl. ebd., 133-134). Das Erleben einer Person in ihrer Tätigkeit und der direkte Kontakt zur Natur führen zu einer spezifischen Raumerfahrung (vgl. ebd., 135). Diese Betrachtung des Raumes als Stimmungsraum löst Identitätsprozesse mit sich selbst und dem Garten aus

(weiterführende Aussagen zu Raumerfahrung und -erleben in Kapitel 2.2), die vor allem durch die Möglichkeit zur Übernahme von Verantwortung gekennzeichnet sind (vgl. ebd.). Der Gemeinschaftsgarten als Anschauungsraum beinhaltet zum einen seine Wirkung nach außen, das heißt wie aus einer ungenutzten Fläche ein Grünraum wurde und er sich im Stadtteil präsentiert. Zum anderen beeinflusst die Wahrnehmung des Ortes das Handeln seiner Nutzer\*innen (vgl. ebd., 136-137) (siehe dazu auch Begriff Atmosphäre im Kapitel 2.2).

Für die Person und die Gemeinschaft stellt der Garten ebenso einen Bildungsraum dar (vgl. Schwerzmann 2013, 90-91; Madlener 2009, 19). Der Garten gibt Impulse für die Entwicklung des Einzelnen und gleichzeitig wird er als Sozialraum von der Gemeinschaft angeeignet und ausgebaut (vgl. Madlener 2009, 39-41). Im Zentrum steht dabei die Vermittlung und Aneignung von Wissen über die Natur, die neben einem elementaren Verständnis für natürliche Kreisläufe (vgl. Schwerzmann 2013, 91), auch den Erwerb von spezifischen Kenntnissen, wie beispielsweise die Vermehrung von Saatgut oder das Anlegen eines Komposts, fördert (vgl. Halder 2018, 149). Neben Methoden, wie beispielsweise organisierten Vorträgen oder Seminaren (vgl. ebd., 138), ist ein besonderes Merkmal, dass sich im Garten das Lernen an den entsprechenden zu erledigenden Aufgaben orientiert, damit zielgerichtet und meist beiläufig geschieht (vgl. ebd., 139). Im Garten trifft individuelles Wissen einer Person auf die Gemeinschaft, weshalb das gemeinsame Lernen auch immer Teil des stattfindenden kollektiven Prozesses ist (vgl. ebd., 140). Dieser Prozess schließt auch die für das Bestehen einer Gemeinschaft notwendigen sozialen Bildungsaspekte mit ein, von der Schaffung von Kontaktmöglichkeiten, der Planung und Entscheidung über Belange im Garten bis zur Bewältigung von Konflikten (vgl. Schwerzmann 2013, 90). Madlener (vgl. 2009, 19) bezeichnet Gärten als grüne Lernorte und verweist auf den Raumbezug, dass sich die genannten Bildungsaspekte im Garten (als tatsächlichen Ort) realisieren. Abschließend kann zusammengefasst werden, dass ein Gemeinschaftsgarten dazu beitragen kann, damit sich Menschen aus unterschiedlichen sozialräumlichen Milieus treffen und in einer Gemeinschaft erleben, welches ohne das Bestehen dieses Raumes möglicherweise nicht geschehen würde (vgl. Werner 2012, 64). Abgrenzungs- bzw. Ausgrenzungserfahrungen können somit bearbeitet und vermieden werden (vgl. ebd.).

Die Nutzung von Gemeinschaftsgärten als eine Form sozialraumorientierter Sozialer Arbeit erschließt sich über das Verständnis des sozialen Raumes. Wie auch im Kapitel 2.3: Handlungsprinzipien der Sozialen Arbeit beschrieben wird, ist der

Sozialraum und demnach auch der Gemeinschaftsgartens gleichzeitig Ausgangs- und Bezugspunkt professionellen Handelns.

## 4 Selbstwirksamkeit als Schlüsselfunktion im Gemeinschaftsgarten

Das nachfolgende Kapitel gibt ein grundlegendes Verständnis zum Begriff der Selbstwirksamkeit und welche Rolle sie im Alltag von Menschen im Kontext einer erfolgreichen Lebensbewältigung einnimmt. Ausgehend von der Darstellung der Rahmenbedingungen von Selbstwirksamkeitsförderung wird erörtert, inwieweit die Betätigung in einem Gemeinschaftsgarten die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung begünstigt und fördert.

### 4.1 Konzeptionelle Verortung

Das Konzept der Selbstwirksamkeit geht aus der sozial-kognitiven Lerntheorie von Albert Bandura hervor und versucht einen Erklärungsansatz zu geben, welche Faktoren, das Zeigen bzw. auch Unterlassen von Verhaltensweisen bedingen (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 16). Der Anlass und die Motivation einer Handlung ist nach dem Verständnis der sozial-kognitiven Lerntheorie abhängig von den Zielen, der Selbstwirksamkeitserwartung, der Ergebniserwartung und den förderlichen bzw. hinderlichen Umweltfaktoren (vgl. ebd.). Während Menschen mithilfe der Ergebniserwartung Aussagen über die Folgen des Handelns treffen, gibt die Selbstwirksamkeitserwartung Auskunft über die Bewertung der eigenen Kompetenzen (vgl. Bandura 1977 in Krapp, Ryan 2002, 56). Unter Selbstwirksamkeitserwartung wird der Glaube einer Person verstanden unter Zuhilfenahme der eigenen Fähigkeiten eine Situation bewältigen zu können. Diese Situationen sind gekennzeichnet von einer Herausforderung und Schwierigkeit und entziehen sich damit den gewohnten Handlungsabläufen (vgl. Schwarzer, Jerusalem 2002, 35; 39). Ergebniserwartung bedeutet, Verhaltensweisen auszuwählen, um zu einem gewünschten Zustand zu gelangen und Selbstwirksamkeitserwartung bestimmt hingegen aus einer subjektiven Bewertung heraus, inwieweit das eigene Verhalten und Vermögen in der Lage ist, einen Erfolg herbeizuführen. Sowohl Ergebnis- als auch Selbstwirksamkeitserwartung, beeinflussen sich wechselseitig und sind für die Bewältigung von Herausforderungen im Alltag notwendig (vgl. Köller, Möller 2018, 757; Jerusalem 2018, 127-128).

Selbstwirksamkeit bestimmt nicht die Überwindung eines Hindernisses, sondern sie tritt auf der Grundlage einer angemessenen Einschätzung der eigenen Fähigkeiten und den bisherigen Erfahrungen einer Person auf. Damit unterliegt Selbstwirksamkeit einer Entwicklung und ist beeinflussbar (vgl. Jerusalem 2018, 134). Wird eine Situation positiv bewältigt wirkt es sich bestätigend auf die eigene Selbstwirksamkeitserwartung aus, stabilisiert und erhöht diese. Der gegenteilige Effekt tritt auf, wenn eine Person ihre Fähigkeiten als zu hoch einschätzt und es bei einer Nicht-Bewältigung einer Situation zu einer Verminderung der Selbstwirksamkeit kommt. Handelt eine Person aus der defizitbetonenden Einschätzung heraus, die Anforderungen nicht bestehen zu können, obwohl die notwendigen Kompetenzen vorhanden sind, ist die Selbstwirksamkeit geschwächt (vgl. Schneewind 1996 in Dlugosch, Dahl 2012, 17). Damit lässt sich ein Bezug zu den bisherigen Erkenntnissen herstellen, dass sich die Selbstwirksamkeitserwartung handlungs- und selbstregulierend auf die Person auswirkt (vgl. Jerusalem 2018, 129). Eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung äußert sich also durch das Vertrauen in die eigene Leistung; einer zuversichtlichen, ausdauernden, engagierten Herangehensweise, sowie der Zuschreibung einer günstigen Prognose hinsichtlich der eigenen Fähigkeiten (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 17; Jerusalem 2018, 129). Herausforderungen werden als Chance wahrgenommen, wohingegen sie bei Menschen mit einer niedrigen Selbstwirksamkeitserwartung eher Vermeidung, Zweifel, Angst oder Machtlosigkeit auslösen (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 17).

In der Psychologie ist eine Möglichkeit der Unterteilung von Selbstwirksamkeit in eine allgemeine und eine spezifische Form möglich. Eine hohe spezifische Selbstwirksamkeitserwartung schließt ein wirkungsvolles Handeln in einem bestimmten Bereich des Lebens ein (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 18; Schwarzer, Jerusalem 2002, 40). Die grundlegende Überzeugung der eigenen Fähigkeiten in mehreren Lebensbereichen führt zu einer hohen allgemeinen Selbstwirksamkeitserwartung (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 18; Jerusalem 2018, 130). Jerusalem (vgl. 2018, 131) führt ergänzend zu dieser Unterscheidung, die soziale Selbstwirksamkeit mit ein. Soziale Selbstwirksamkeit verwirklicht sich insbesondere in Konflikten als herausfordernde Situation der zwischenmenschlichen Interaktion und wirkt sich bei einer zu geringen Ausprägung negativ auf das eigene Selbstbild aus und kann zu Störungen der sozialen Anpassungsfähigkeit führen (vgl. ebd.). Alle bisherigen Aussagen über die Auswirkungen und die Entstehung von Selbstwirksamkeit im Individuum, können sich nach Bandura (1997) ebenso auf eine Gruppe übertragen werden (vgl. in

Dlugosch, Dahl 2012, 18). Kollektive Selbstwirksamkeit verknüpft die Fähigkeiten jeder einzelnen Person und schafft auf Grundlage eines gemeinschaftlichen Wirkungspotentials, die Voraussetzungen sich gemeinsam herausfordernden Situationen angemessen stellen zu können (vgl. Zaccaro et al. 1996 in Schwarzer, Jerusalem 2002, 41). Gemeinschaftliche Selbstwirksamkeit wirkt sich ähnlich wie die individuelle Selbstwirksamkeit auf den Einsatz und das Engagement zum Erreichen eines gemeinsamen Ziels aus (vgl. Schwarzer, Jerusalem 2002, 41). Sie stärkt damit die Gruppe und fördert gleichzeitig das Vertrauen des Einzelnen in seine positive Selbstwirksamkeitserwartung (vgl. Jerusalem 2018, 132).

## 4.2 Grundlagen der Förderung von Selbstwirksamkeit

Selbstwirksamkeit kann sich als eine wertvolle Ressource für eine Person bzw. eine Gruppe bei der Bewertung der eigenen Wirkungsmacht erweisen (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 16). Eine Familie kann zunächst vorrangig für das heranwachsende Kind Rahmenbedingungen schaffen, die es in der Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung unterstützen (vgl. Schmitz 2007 in Dlugosch, Dahl 2012, 19). Später kommen die Schule, andere Bildungseinrichtungen oder Sportvereine als selbstwirksamkeitsförderliche Umgebungen hinzu (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 19). Quellen für die Entstehung von positiven Selbstwirksamkeitserwartungen sind direkte Erfolgserfahrungen einer Person (vgl. Jerusalem 2018, 133). Diese erhält bei einer erfolgreichen Bewältigung einer Situation dadurch einen unmittelbaren Rückschluss auf die eigene Kompetenz (vgl. ebd.). Gefördert werden kann diese Entwicklung durch die Bildung von angemessenen und erreichbaren Nahzielen, für deren Erfüllung Ressourcen einer Person aktiviert werden und die gesetzten Ziele als Herausforderung wahrgenommen werden müssen (vgl. Dlugosch, Dahl 2012, 20; Jerusalem 2018, 133; Schwarzer, Jerusalem 2002, 42). Nahziele sollten einen selbstreflexiven Zugang zur Bewertung des eigenen Handelns ermöglichen und von der Person möglichst selbst festgelegt werden. Darüber hinaus fördern sie eine fortwährende, kleinschrittige Stärkung der eigenen Fähigkeiten und somit die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeit (vgl. Schwarzer, Jerusalem 2002, 45-47). Zusätzlich kann mit einem Verweis auf das professionelle Handlungsprinzip der ‚Orientierung am Willen der Bewohner\*innen‘ (siehe dazu Kapitel 2.3) die Aussage angeschlossen werden, dass der Wille und die daraus abgeleiteten Ziele sich danach richten, sie möglichst mittels eigener Ressourcen umsetzen zu können (vgl. Hinte 2007, 50). Dies kann unter angemessenem Rückgriff auf professionelle

Hilfeleistungen erfolgen (vgl. ebd.). Eine andere Quelle von Selbstwirksamkeit stellen indirekte Erfolgserfahrungen dar. Der/ die Betreffende beobachtet bzw. ahmt eine Person, die dabei als Stellvertreter agiert, nach, deren Verhalten zu einer erfolgreichen Bewältigung geführt hat (vgl. Jerusalem 2018, 134). Je ähnlicher dieses Modell der Person in ihren Eigenschaften, wie beispielsweise Alter, ist, umso bedeutungsvoller wird es als Quelle von Selbstwirksamkeit. Gleiches gilt zum Beispiel auch für Selbsthilfegruppen, wo Menschen berichten, wie sie mit einer Problemlage umgehen und die beteiligten Personen einen konkreten Eindruck in eine Bewältigungsstrategie erhalten (vgl. ebd.). Weiterführend können symbolische Erfahrungen als dritte Quelle genutzt werden, um die betreffende Person zu ermutigen, indem die Überzeugung gegenüber den für die Bewältigung notwendigen Fähigkeiten geäußert wird. Folglich kann die Person den Zuspruch von außen nutzen, um Vertrauen in die eigene Lösungskompetenz zu gewinnen. Diese Quelle der Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung ist dabei nicht so nachhaltig, wie die direkte und indirekte Erfolgserfahrung (vgl. Schwarzer, Jerusalem 2002, 44; Jerusalem 2018, 135). Im professionellen Verständnis setzt hier das Coaching an. Eine Fachkraft begleitet eine Person, wodurch diese zum einen Zustimmung für ihr Können erhält und zum anderen die Vermittlung von Feedback, um das eigene Vermögen reflexiv bewerten zu können (vgl. Schwarzer, Jerusalem 2002, 44-45). Direkte Erfolgserfahrungen besitzen im Vergleich zu den anderen Quellen die größtmögliche Wirkung in Bezug auf die Entstehung einer angemessenen und positiven Selbstwirksamkeitserwartung (vgl. Jerusalem 2018, 133).

#### 4.3 Selbstwirksamkeitsförderliche Aspekte durch die Betätigung im Gemeinschaftsgarten

Im Konzept der Selbstwirksamkeit wird ein Zusammenhang zwischen den positiven Effekten einer gestärkten Selbstwirksamkeitserwartung und dem Erfüllen von bedeutsamen psychischen Bedürfnissen einer Person gesehen (vgl. Krapp, Ryan 2002, 71-72). Krapp und Ryan bezeichnen die Kompetenzerfahrung, soziale Eingebundenheit und Autonomie als grundlegende Bedürfnisse, welche sich auf die Bewertung des Wohlergehens eines Menschen auswirken können (vgl. ebd., 72). In einer Zusammenfassung an die bereits getroffenen Aussagen befriedigt das Erleben von Kompetenz das Bedürfnis im Menschen, Herausforderungen seiner Lebenswelt verändernd und gestalterisch zu begegnen (vgl. White 1959; Deci 1975 in

Krapp, Ryan 2002, 72). Soziale Eingebundenheit meint die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen, durch deren Interaktion sie Zustimmung erfahren und bestehende Werte- und Normvorstellungen sich handlungsleitend wie auch handlungsregulierend auswirken (vgl. Krapp, Ryan 2002, 73; Laireiter in Vonneilich 2020, 42-43; Klärner, von der Lippe 2020, 70) (siehe dazu auch Kapitel 2.2). Das Bedürfnis von Autonomie in Verbindung mit Kompetenzerfahrung bedeutet, dass Menschen möglichst als eigenständiger und unabhängiger Verursacher ihres Handelns auftreten möchten (Krapp 1993 in Krapp, Ryan 2002, 72).

Besondere Herausforderungen bei der Förderung von Selbstwirksamkeit in einem Gemeinschaftsgarten ergeben sich sowohl in der Person selbst als auch in den Reaktionen der Gemeinschaft. Etwas selbst ernten zu können bedeutet für eine Person eine Herausforderung anzunehmen, indem sie sich über einen relativ langen Zeitraum mit der Pflege der Pflanzen unter Anwendung eigener Kompetenzen bzw. Aneignung neuen Wissens auseinandersetzen müssen (vgl. von Grafenstein et al. 2014, 25; Madlener 2009, 133). Die eigene Ernte ist somit für die Gärtner\*innen ein besonderes Ereignis im Gartenjahr und kann sich in der Folge bestärkend auf die beteiligten Personen auswirken (vgl. Werner 2012, 61-62). Hier kann ein Zusammenhang zur Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung hergestellt werden. Der Anbau einer Pflanze könnte eine Herausforderung darstellen, deren erfolgreiche Bewältigung durch die Ernte sichtbar wird und somit zu einer Quelle für eine positive Selbstwirksamkeitserwartung wird. Weiterhin würde dieses Beispiels der Befriedigung nach Kompetenzerfahrung entsprechen, indem die eigenen Fähigkeiten zu einem erfolgreichen Ertrag führen. Gleichzeitig ist ein Misserfolg beim Gärtnern meist für alle Beteiligten sichtbar und kann ein Gefühl von Betroffenheit bzw. Herabsetzung hervorrufen (vgl. von Grafenstein et al. 2014, 25). Um diesen Zustand entgegenzuwirken kann sich dabei ein Umfeld als begünstigend erweisen, welches den Nutzer\*innen verständlich macht, dass es nicht um eine Wertung über den Erfolg geht, sondern welches Wissen notwendig wäre, um zukünftig eine bessere Ernte zu erzielen (vgl. Werner 2012, 60; Halder et al. 2014, 25). Darüber hinaus ist es hilfreich eine Haltung zu vertreten, welche aufzeigt, wie wertvoll ein Erfahrungsaustausch innerhalb der Gemeinschaft für das eigene gärtnerische Handeln ist und die Natur ihren Eigensinn besitzt. Ein Misserfolg wird somit Teil eines individuellen bzw. gemeinschaftlichen Entwicklungsprozesses (vgl. ebd.). Schlussfolgernd kann an dieser Stelle ebenfalls eine Verbindung zur Selbstwirksamkeitsförderung hergestellt werden. Erfahrungsaustausch, Unterstützung beim Finden von

geeigneten Methoden und ein positiver Zuspruch würden mit Verweis zu den Quellen einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung, der indirekten Erfolgserfahrung und dem externen Zuspruch entsprechen. Gleichsam sind bei der Zielsetzung von Aufgaben im Garten die notwendigen Kompetenzen, das individuelle Wissen und der benötigte Arbeitsaufwand zu beachten (vgl. Halder et al. 2014, 24). Dies lässt einen Rückschluss zu den im Kapitel 4.2 getroffenen Aussagen über die Notwendigkeit der Bildung von angemessenen Nahzielen für die Förderung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung zu. Nahziele sollten in diesem Zusammenhang eine Herausforderung darstellen und entsprechende Ressourcen aktivieren, sowie von der betreffenden Person definiert werden, was wiederum eine Verbindung zur Orientierung am Willen als ein professionelles Handlungsprinzip in der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit herstellt.

Borgstedt (2012, 122) sieht in den Gärten „eine Unabhängigkeitsbewegung im Kleinen“ hinsichtlich der Erfüllung notwendiger Aspekte für eine erfolgreiche Alltagsbewältigung. Mit ihnen wird den Nutzer\*innen Zuversicht in die eigene Kompetenz vermittelt, um gemeinsam mit den bisherigen Erfahrungen Ressourcen für die Bewältigung von Herausforderungen zu bilden und um dem Bedürfnis nach autonomen Handeln nachzukommen (vgl. ebd.). Gemeinschaftsgärten schaffen außerhalb des häuslichen Umfelds Rahmenbedingungen für die Nutzer\*innen, sich neues Wissen, sowie Fähigkeiten zu erschließen, um sich als Gestalter\*in im Gartenraum zu verwirklichen (vgl. ebd.) (siehe auch Kapitel 3.3, Gemeinschaftsgärten als Orte der Bildung). Die heutige Auffassung über das Wirkungsgefüge zwischen den Nutzer\*innen und dem Garten besteht darin, dass Menschen neben dem Zugang zur Selbstreflexion des eigenen Handelns, im Garten neue Handlungsansätze erproben können (vgl. Müller 2012, 29). Biografien, Arbeitsstrukturen und bisherige Wissensbestände unterliegen einer deutlichen Veränderung und Beschleunigung, verbunden mit einem zunehmenden Gefühl von Bedrohung und Verunsicherung (vgl. Borgstedt 2012, 120). Dies fördert unter anderem das persönliche Empfinden nicht mehr gestaltend auf sein Umfeld einwirken zu können (siehe Kapitel 2.4, Auswirkungen benachteiligender Strukturen auf die Person) (vgl. Baier 2012, 179). Gemeinschaftsgärten können soziale Räume darstellen, in welchen die Nutzer\*innen neben dem Erleben einer Gemeinschaft einen Ort vorfinden, mit dem sie sich identifizieren und auf den sie Einfluss nehmen (vgl. Borgstedt 2012, 120). Im Konzept der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit stellen nach Hinte (vgl. 2007, 49-50) soziale Probleme die Ursache für unerfüllte Bedürfnisse dar. Die Soziale Arbeit leitet daraus ihren

Handlungsauftrag ab, indem sie die grundsätzliche Fähigkeit von Individuen, ihr Leben aktiv und willentlich zu gestalten, in den Vordergrund stellt (vgl. ebd.). Professionell Handelnde versuchen Menschen darin zu unterstützen, einen Zugang zu Erfahrungen zu eröffnen, der es ihnen ermöglicht, Ressourcen zu aktivieren oder zu produzieren, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen (vgl. ebd. 53). Menschen sollen herausgefordert werden, vorhandene Kompetenzen zu nutzen (vgl. ebd., 59). An dieser Stelle kann eine Verbindung zu den Grundprinzipien der Förderung von Selbstwirksamkeit, der Erfüllung grundlegender psychischer Bedürfnisse nach Autonomie, eigener Handlungsregulation und Kompetenzerfahrung, sowie der Auffassung über die Haltung von sozialraumorientierter Sozialer Arbeit hergestellt werden, die zu Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung beiträgt.

## 5 Untersuchung des Gemeinschaftsgartens Freier Garten am Herrenberg

Der ‚Freie Garten‘ im Stadtteil Herrenberg in Erfurt dient der vorliegenden Arbeit als Beispiel, die theoretischen Erkenntnisse mithilfe einer wissenschaftlichen Erhebung in Bezug zu setzen, um die Möglichkeit einer umfänglichen Betrachtung zu schaffen. Nachfolgend werden anfangs die Grundlagen des leitfadengestützten Expert\*inneninterviews erläutert, gefolgt von der Darlegung des eigenen Vorgehens und der Begründung über die Auswahl des Untersuchungsortes.

### 5.1 Empirische Erhebungen mithilfe leitfadengestützter Expert\*inneninterviews

Das Expert\*inneninterview ist eine Methode der qualitativen Sozialraumanalyse (vgl. Herrmann 2019, 95). Qualitative Methoden geben der untersuchenden Person im Vergleich zu quantitativen Erhebungen die Möglichkeit, differenzierte Kenntnisse über das Erleben von Menschen und deren Deutungen zu erlangen (vgl. ebd.). Diese Arbeit beschäftigt sich mit der selbstwirksamkeitsförderlichen Eignung von Gemeinschaftsgärten und ihrem Potential für die sozialraumorientierte Soziale Arbeit. Für die Analyse der zugrundeliegenden Fragestellung ist es demnach von Bedeutung, eine Methode auszuwählen die qualitativ spezifische Daten erhebt, um eine Gegenüberstellung zu den theoretischen Erkenntnissen zu ermöglichen, sowie angemessene Rückschlüsse daraus ziehen zu können.

Die Besonderheit im Expert\*inneninterview im Vergleich zu anderen Interviewformen ist, dass die Person ein spezifisches Wissen besitzt, welches sie für die Erhebung bedeutsam macht und nicht die Individualität ihrer Persönlichkeit für den Erkenntnisgewinn betont (vgl. Misoch 2015, 121). Expert\*innen nehmen bei der Betrachtung des Untersuchungsgebietes eine Schlüsselfunktion ein (vgl. Herrmann 2019, 96). Durch ihre Tätigkeit im Sozialraum bzw. im Stadtteil verfügen sie über ein spezifisches Wissen, um einen Einblick in sozialräumliche Milieubedingungen und Entwicklungen geben zu können (vgl. ebd., 97). Inwieweit eine Person als Experte geeignet ist, erschließt sich aus dem jeweiligen Tätigkeitsfeld und welches wissenschaftliche Vorhaben mit dem Interview erzielt werden soll (vgl. Bogner, Menz 2005, 46). Das spezifische Wissen besitzt neben einem reflexiven und theoriegestützten Fachwissen ein hohes Maß an Praxiswissen, welches durch das Handeln im Sozialraum generiert wird (vgl. ebd.). Neben professionell Handelnden können somit auch freiwillig tätig werdende Menschen zu Expert\*innen werden (vgl. Herrmann 2019, 97). Dem Expert\*innenwissen liegen drei Ebenen des Wissens zugrunde, an denen die Eignung der Person für das jeweilige Forschungsinteresse bestimmt werden kann (vgl. Bogner, Menz 2005, 43). Zum einen besitzt der/ die Expert\*in ein technisches Wissen als erste Ebene, welches notwendige Kompetenzen hinsichtlich dem Fachwissen zu institutions- und verwaltungsbezogenen Anwendungen beinhaltet (vgl. ebd.). Zum anderen erlaubt die zweite Ebene, das Prozesswissen, konkrete Aussagen zur Interaktion, zum Handeln, sowie zu organisatorischen Abläufen treffen zu können und schließt das eigene, praktische Tätigsein mit ein (vgl. ebd.). In der dritten Ebene kann über das Deutungswissen aus einer subjektiven Betrachtung heraus, der/ die Expert\*in darstellen, welche Bedeutungs- und Erklärungszusammenhänge er/ sie in Bezug auf die Themen des Interviews sieht (vgl. ebd., 43-44). Als Experte für das Interview in dieser Arbeit wurde ein Mitarbeiter des Stadtteilzentrums am Herrenberg ausgewählt, welcher gleichzeitig der Initiator des Gemeinschaftsgartens ‚Freier Garten‘ ist und das Projekt seit seiner Gründung begleitet. Die befragte Person verfügt in ihrer Rolle als Mitarbeiter des Stadtteilzentrums über ein fachspezifisches Wissen hinsichtlich der Nutzungsvoraussetzungen des Gemeinschaftsgartens (zum Beispiel die Verwaltung des Grundstücks), der Anbindung an das Stadtteilzentrum, sowie Kenntnisse zu den institutionellen Rahmenbedingungen. Darüber hinaus besitzt der Befragte ein umfangreiches Prozesswissen, da er als Ansprechpartner in weitgehend alle Handlungsabläufe eingebunden und selbst im Garten tätig ist. Daraus schließt sich ein

enger Kontakt zu den Nutzer\*innen des Gartens. Zusammen mit der jahrelangen praktischen Erfahrung besitzt der Mitarbeiter ein Deutungswissen, welches für die Untersuchung der dieser Arbeit zugrundeliegenden Forschungsfrage von Bedeutung ist.

Im Zentrum des Expert\*inneninterviews steht ein Leitfaden. (vgl. Misoch 2015, 65; Kruse 2015, 209). Leitfadengestützte Expert\*inneninterviews sind semi-strukturiert. Das bedeutet, der Leitfaden gibt die Struktur des Gesprächs vor, indem er einen Orientierungsrahmen mit allen relevanten Themenfeldern herstellt und im Anschluss eine Analyse der Daten ermöglicht (vgl. Misoch 2015, 66). Leitfragen geben der interviewten Person einen „Grundreiß“ (Kruse 2015, 213), das heißt sie geben den Zugang zum Thema frei und damit dem/ der Befragten die Möglichkeit sich eigenständig strukturierend und frei äußern zu können (vgl. ebd., 212-213). Der Leitfaden (siehe Anhang A) für das Interview mit dem Mitarbeiter des Stadtteilzentrums enthält fünf Leitfragen, die mit Ausnahme der ersten Frage über den Anlass der Gründung des Gemeinschaftsgartens und der letzten Frage zur zukünftigen Entwicklung des Gartens in ihrer Reihenfolge flexibel dem Gesprächsverlauf angepasst werden können. Der Leitfaden orientiert sich an den grundlegenden Prinzipien der Offenheit und Prozesshaftigkeit in der qualitativen Empirie (vgl. Reinders 2005 in Misoch 2015, 66). Offenheit bedeutet, dass im Interview der Leitfaden angepasst werden kann, um angemessen auf unerwartete Erkenntnisse reagieren zu können (vgl. ebd., 67). Bewertungszusammenhänge können nur über ihre Entwicklung erschlossen werden, weshalb die Beachtung der Prozesshaftigkeit von entscheidender Bedeutung ist (vgl. ebd.). Als Einstieg wurde der Begriff Selbstwirksamkeit definiert, an welchen sich die Arbeit orientiert, um eventuellen Missverständnissen hinsichtlich einer unterschiedlichen Auffassung vorzubeugen, was eine spätere Auswertung der Daten erschwert hätte. Jeder Leitfrage sind spezifische Aufrechterhaltungsfragen und Nachfragen zugeordnet, mit deren Hilfe notwendige inhaltliche Aspekte für die Beantwortung der Forschungsfrage eingeholt werden können bzw. den Gesprächsfluss aufrechterhalten (vgl. Kruse 2015, 213-214). Den Leitfragen sind die jeweiligen Thesen dieser Arbeit zugeordnet. Das heißt, die Thesen bilden das Grundgerüst für den Leitfaden und die anschließende Auswertung (Kapitel 6) der Daten. Das Interview wurde mithilfe eines Audiorecorders aufgezeichnet.

Der erste Schritt in der Auswertung des Interviews ist die Transkription und bezeichnet den Vorgang der Verschriftlichung der Audioaufnahme, um eine umfängliche Analyse der Daten zu ermöglichen (vgl. Misoch 2015, 124; Kruse 2015, 341;

Dresing, Pehl 2018, 16). Die wörtliche Niederschrift erfolgte entsprechend den Regeln der inhaltlich-semanticen Transkription nach Dresing und Pehl (vgl. 2018, 20-22) und verzichtet bewusst auf lautsprachliche Besonderheiten, da der Fokus auf den inhaltlichen Aussagen liegt. Anschließend wurden wesentliche Aussagen sinngemäß zusammengefasst. Mit dem Codieren erfolgte eine Zuordnung der Aussagen zu den jeweiligen Thesen und damit weiterführend in die Schwerpunkte der Auswertung (Kapitel 6), um sie später einer Analyse mit den theoretischen Erkenntnissen zugänglich zu machen (vgl. Misoch 2015, 125).

## 5.2 Begründung des Untersuchungsgebietes

Der Stadtteil Herrenberg ist eine Großwohnsiedlung mit knapp 8.000 Einwohner\*innen im Erfurter Südosten (Stand 2017) (vgl. Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung 2020, 45). Das Wohngebiet verfügt über eine günstige Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, sowie eine gute auf den täglichen Bedarf ausgerichtete Versorgungsstruktur (vgl. Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung 2015, 50). Das durchschnittliche Lebensalter der Bewohner\*innen beträgt 45,3 Jahre und liegt leicht über dem Gesamtwert der Stadt Erfurt (44,2 Jahre) (vgl. ebd., 48; 146). Auch die Verteilung der Altersgruppen entsprechen in etwa dem Erfurter Gesamtbild (vgl. ebd., 146).

Der Anteil von Unterstützungsleistungen nach dem SGB II lag im Jahr 2017 bei 23,7% und damit fast doppelt so hoch wie der städtische Durchschnitt von 12,8% (vgl. ebd., 147). Auffällig ist dabei der hohe Anteil von alleinerziehenden Elternteilen mit SGB II-Bezug (Herrenberg: 56%, Erfurt gesamt: 36,7%) und von Arbeitslosigkeit betroffenen Jugendlichen im Alter von 18 bis 25 Jahren (Herrenberg: 4,9%, Erfurt gesamt: 2,4%) (vgl. ebd., 56; 83). Der Stadtteil besitzt eine eher negative Außenwirkung, welche durch rechtsideologische Aktivitäten, einen erhöhten Verzehr von alkoholischen Getränken im öffentlichen Raum und der Bewertung der hohen Anzahl von Arbeitslosigkeit betroffenen Menschen gefördert wird (vgl. Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung 2015, 70). Das Entwicklungskonzept Erfurt-Südost bezeichnet Armut (insbesondere bei älteren Menschen), Vernachlässigung in der Pflege und der Erziehung von Kindern, Isolation durch fehlende Begegnungsflächen und Integration in bestehende Netzwerke, Neigung zu kriminellen Verhalten und Suchterkrankungen als soziale Problemlagen (vgl. Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung 2015, 15). Folgen sind ein ungenügender Rückgriff auf Ressourcen, eine gering ausgeprägte Veränderungsbereitschaft, eingeschränkte soziale

Kompetenzen und eine zunehmende Ablehnung von in der Gesellschaft gültigen Wert- und Normvorstellungen (vgl. ebd.). Diese Aspekte legen die Vermutung nahe, dass im Stadtteil Benachteiligung im Wirkungsgefüge von Integration und Ausgrenzung eine große Rolle spielt. In der vorliegenden Arbeit stellt die Untersuchung von benachteiligenden Strukturen im Sozialraum und ob davon ausgehend ein hemmender Einfluss im Hinblick auf eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung stattfindet, einen wichtigen Aspekt dar. Darüber hinaus scheinen die Beteiligungs- und Gestaltungskräfte mit Verweis auf die beschriebenen Problemlagen deutlich eingeschränkt.

Das Stadtteilzentrum am Herrenberg wird vom gemeinnützigen Verein ‚Plattform e.V.‘ betrieben. Die Intention des Stadtteilzentrums ist es, für die Bewohner\*innen im Stadtteil einen Raum für Begegnung und Umsetzung von eigenen Vorhaben zu schaffen (vgl. Plattform e.V. o.J., 8). Das vorrangige Anliegen bezieht sich auf die Förderung von Beteiligung im Wohngebiet, indem Interessen und Bedürfnisse der Bewohner\*innen als Grundlage für die sozialraumorientierte Arbeit im Vordergrund stehen (vgl. ebd.). Als bedeutsam für die Umsetzung wird die Vermittlung von Wissen und die bedarfsgerechte Unterstützung angesehen, damit Bewohner\*innen als Gestalter\*innen ihres Umfelds auftreten können. Positive Selbstwirksamkeitserwartungen werden als Voraussetzung für eine nachhaltige Beteiligung betrachtet (vgl. ebd., 3-4). Zinner (vgl. 2004, 184) greift diese Auffassung in seinen Aussagen über Stadtteilzentren auf und sieht in ihnen Orte, die aufgrund ihrer Position im Stadtteil, direkt und angemessen sozialen Problemlagen begegnen können. Aufgrund seiner Anbindung an das Stadtteilzentrum ist der ‚Freie Garten‘ als Untersuchungsort für das zugrundeliegende Forschungsinteresse der Arbeit besonders geeignet. Über das Stadtteilzentrum als ein Ort für sozialraumorientiertes Arbeiten besteht eine direkte Verbindung zu den professionellen Handlungsprinzipien, anhand derer geprüft werden kann, inwieweit der Garten als Handlungsfeld der Sozialen Arbeit dienen könnte. Diese Konstellation ist im Stadtgebiet Erfurt einzigartig. Darüber hinaus ist die Bedeutung von Aneignungsprozessen für die Entstehung von Sozialräumen ein besonderer Aspekt dieser Arbeit. Das übergeordnete, langfristige Ziel der Einrichtung ist es, die Organisation des Stadtteilzentrums den Bewohner\*innen zu übergeben, die es selbstbestimmt weiterführen (vgl. Plattform e.V. o. J., 6). Aus der direkten Verknüpfung des Gartens mit dem Stadtteilzentrum kann der ‚Freie Garten‘ als Beispiel genutzt werden, herauszufinden, inwiefern in einem Gemeinschaftsgarten Aneignungsprozesse stattfinden und dieser die Kriterien eines Sozialraums erfüllt.

Die Möglichkeit des Aktivwerdens im ‚Freien Garten‘ soll das Ziel verfolgen, Rahmenbedingungen zu schaffen, in denen Nutzer\*innen ihre eigenen Kompetenzen erkennen oder weiter ausbauen, um als Ressourcen in anderen Lebensbereichen wirksam werden zu können (vgl. Rothe 2017, 2). Entsprechend dem oben genannten langfristigen Ziel der Einrichtung, soll auch der Garten von den Nutzer\*innen eigenständig weitergeführt werden. Unterstützt wird dies beispielsweise durch das Durchführen von Seminaren oder Workshops (vgl. ebd., 14-15). Insbesondere die unterstützende Form der Übergabe des Freien Gartens in die Eigenverwaltung durch die Gärtner\*innen unterscheidet den Gemeinschaftsgarten von anderen Formen des urbanen Gärtnerns, die meist aus der Initiative von Einzelpersonen heraus entstehen. Dadurch können Entwicklungsprozesse der Nutzer\*innen in Bezug auf Selbstwirksamkeit besser untersucht und der Einfluss sozialraumorientierten Handelns analysiert werden. Zudem kann näher betrachtet werden, wann eine Unterstützung der Nutzer\*innen in einem Gemeinschaftsgarten erforderlich ist. Gleichzeitig können darüber praktische Aussagen über die individuelle und gemeinschaftsbezogene Wirkung des Freien Gartens generiert werden.

## 6 Soziale Arbeit in Gärten als sozialräumlicher Handlungsansatz

Im vorliegenden Kapitel werden die Ergebnisse des Interviews entlang der Schwerpunkte Raum, Selbstwirksamkeit und sozialraumorientierter Sozialer Arbeit dargestellt und miteinander in Verbindung gesetzt. Jedem Punkt sind die entsprechenden Thesen dieser Arbeit zugeordnet, welche mithilfe der gewonnenen Erkenntnisse aus der Erhebung und den theoretischen Aussagen beantwortet werden. Das Transkript des Interviews befindet sich im Anhang der elektronischen Fassung dieser Arbeit. Die Diskussion der Thesen stellt die Grundlage für die anschließende Beantwortung der Forschungsfrage im Fazit.

### 6.1 Gemeinschaftsgärten und ihr Raumbezug

Eine grundlegende Thematik dieser Arbeit ist die Untersuchung von Gemeinschaftsgärten und ihrer Bedeutung für den Sozialraum. Mithilfe der nachfolgenden Analyse der Thesen soll dieser Zusammenhang geklärt werden.

## **T 1: Gemeinschaftsgärten sind soziale Räume. Sie verstehen sich als gemeinschaftsstiftende, partizipative Begegnungsorte.**

Die Theorie zur Raumkonstruktion geht davon aus, dass Menschen durch ihr Handeln und Interagieren soziale Räume schaffen, indem sie ihnen eine Bedeutung zuweisen und sich mit ihnen identifizieren (siehe dazu Spacing und Syntheseleistung als Voraussetzung für die Aneignung eines sozialen Raums, Kapitel 2.1, S.5). Freiwilligkeit, Gemeinschaftlichkeit und Öffentlichkeit werden im Kapitel 3.1 (ab S.15) als grundlegende Merkmale eines Gemeinschaftsgartens genannt. Gemeinschaftsgärten werden nach Schwerzmann (siehe Kapitel 3.3 S.18) dabei als fester Bezugspunkt betrachtet. Jedes Tätigwerden ist Teil einer wechselseitigen Beziehung zwischen der Person und dem Gartenraum, wodurch er für seine Nutzer\*innen an Bedeutung gewinnt (siehe dazu auch Kapitel 2.1 Aussagen zur Dualität des Raumes). Laut dem Interview gibt es aktuell 17 Nutzer\*innen, die den Garten aktiv nutzen, indem sie sich um ein eigenes Beet kümmern (vgl. Interview Z. 1606-1607). Hinzu kommen „öffentliche Bildungsbeete“ (Interview Z. 1582), welche gemeinschaftlich bewirtschaftet werden (vgl. Interview Z. 1583-1586). Das Konzept des ‚Freien Gartens‘ sieht es vor eine offene Gartengemeinschaft zu fördern, in der Menschen eine Fläche gegeben wird, sich zu begegnen und miteinander agieren zu können (vgl. Interview Z. 875-881). Damit hebt sich diese Form des urbanen Gärtnerns beispielsweise klar von den Kleingartenanlagen (vgl. Interview Z. 882) innerhalb einer Stadt ab, in der Menschen ausschließlich ihre Parzelle zur Bewirtschaftung zur Verfügung gestellt bekommen. Im Kapitel 3.3 wird sogar von erweiterten Aneignungsbedingungen gesprochen, in welcher der Gemeinschaftsgarten mehr Aktivität und Eigenverantwortung im Vergleich zu anderen Grünräumen fördert (siehe S.19). Nach Aussage des Befragten eröffnet der Garten selbst vielfältige Handlungsfelder, ihn nutzbar zu machen. Dadurch gibt er den Menschen grundlegend ein Thema vor, weshalb sie ihn sich als sozialen Raum aneignen. Dieser entstandene soziale Raum wird partizipativ und gemeinschaftsstiftend durch das gemeinsame Arbeiten, Sammeln von Erfahrungen oder Erleben von beispielsweise organisierten Veranstaltungen genutzt (vgl. Interview Z. 782-788). Partizipativ und gemeinschaftsstiftend wird der Gartenraum auch durch die wechselseitige Beziehung zwischen dem/ der einzelnen Nutzer\*in und der Gemeinschaft, indem jede Tätigkeit aufeinander Einfluss nimmt und damit den Garten als sozialen Raum formt (dazu auch Kapitel 3.3, S.19). Im Kapitel 3.2 wird die Aussage getroffen, dass Gärten zentrale Treffpunkte im

Stadtteil sind und über die Gemeinschaft Kompetenzen für Beteiligungsprozesse im Stadtteil gestärkt werden (siehe S.17).

Auf Grundlage dieser Aspekte kann die These verifiziert werden. Gemeinschaftsgärten sind im besonderen Maße geeignet die Entstehung von sozialen Räumen aufzuzeigen.

## **T 2: Gemeinschaftsgärten werden durch die Gemeinschaft geschaffen und von ihr erhalten.**

Gemeinschaftsgärten entstehen meist aus einem ehrenamtlichen Engagement heraus, in denen die Gemeinschaftlichkeit als wesentliche Voraussetzung für die Gründung eines solchen Gartens und dessen weitere Nutzung gilt (siehe Kapitel 3.1, S.16). Der befragte Mitarbeiter bestätigt dies in seinen Aussagen und fügt hinzu, dass im Vergleich zu einer Gartenanlage, in der das Gärtnern in Form einer Dienstleistung übernommen wird, hier klare Absprachen und Regeln, wie beispielsweise ein Gießplan und gegenseitige Unterstützung notwendig sind, um den Bestand des Gartens zu sichern (vgl. Interview Z. 1592-1597). Der ‚Freie Garten‘ am Herrenberg wurde ausgehend von einer Bedarfsanalyse des Stadtteilzentrums und dem Verein ‚Art for Life e.V.‘ gegründet, mit dem langfristigen Ziel der Übergabe des Gartens in die Selbstverwaltung seiner Nutzer\*innen (vgl. Interview Z. 1171-1176). Im Garten kümmert sich die befragte Person um die Organisation, die Betreuung der Nutzer\*innen und übernimmt Netzwerkaufgaben (vgl. Interview Z. 1131-1133). Im Interview wurde deutlich, dass im Beispiel des ‚Freien Gartens‘ am Herrenberg eher von einem kollektiven Prozess (vgl. Interview Z. 869) zu sprechen ist als von einer bestehenden bzw. entstandenen Gemeinschaft. Für den Mitarbeiter besteht die Herausforderung und gleichzeitig die Begründung seiner Tätigkeit darin, Menschen zusammenzubringen und die Voraussetzungen für eine gemeinsame Kommunikation zu schaffen (vgl. Interview Z. 922-931). Das heißt, nicht in jedem Gemeinschaftsgarten findet sich sofort eine Gemeinschaft, die sich selbst erhalten kann. Mitunter benötigt es Personen, die in einer vermittelnden Rolle agieren, um die Entstehung und den Erhalt einer Gemeinschaft gewährleisten. Das heißt, es muss viel mehr Begegnungsfläche geschaffen werden, damit Menschen den Garten gemeinschaftlich nutzbar machen. Diese Begegnungsfläche entsteht laut dem Experten durch das gemeinsame Gärtnern oder beispielsweise der Teilnahme an einem Gartenfest (vgl. Interview Z. 782-787). Bei einem freiwilligen Zusammenschluss von Menschen, die beispielsweise den Wunsch nach einer nutzbaren Grünfläche im

Stadtteil besitzen und daraufhin einen Gemeinschaftsgarten gründen besteht ein gemeinsamer Bedarf. Im ‚Freien Garten‘, so der Mitarbeiter, hat jede\*r Nutzer\*in einen individuellen Bedarf (siehe dazu auch Beweggründe gärtnerischen Handelns, Kapitel 3.2, S.16), welche sich nicht unbedingt an der Gemeinschaft im Garten ausrichten und diese weiter fördern möchte (vgl. Interview Z. 788-794).

Insofern kann die These nur zum Teil bestätigt werden. Werden Gemeinschaftsgärten auf der Basis einer ehrenamtlichen Initiative von Menschen heraus gegründet ist von Beginn an die Gemeinschaft vorhanden, die den Garten aufbaut und erhält. Der ‚Freie Garten‘ wurde auf Initiative einer Institution gegründet, die einen Bedarf im Stadtteil festgestellt hat. Die Bildung einer Gemeinschaft ist erschwert bzw. findet ggf. nicht statt, weil Anwohner\*innen zunächst keinen Bedarf in der Nutzung eines Gemeinschaftsgartens erkennen. Es bedeutet, dass viel mehr externe Begleitung notwendig wird, um die Bildung einer Gemeinschaft zu fördern. Ein Gemeinschaftsgarten bietet zusammengefasst, Menschen die Möglichkeit, sich in einer Gemeinschaft zu erleben.

## 6.2 Gemeinschaftsgärten und ihre Bedeutung für das Selbstwirksamkeitserleben

Das Forschungsinteresse dieser Arbeit beinhaltet neben der Betrachtung von Gemeinschaftsgärten als soziale Räume, auch die Untersuchung hinsichtlich ihrer Auswirkungen für die Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung. Dies schließt die Quellen von Selbstwirksamkeit und die Voraussetzungen von Selbstwirksamkeitsförderung mit ein.

### **T 3: Die Teilnahme im Gemeinschaftsgarten fördert die Selbstwirksamkeitskräfte einer Person und steigert das Aktivwerden in eben diesem sozialen Raum.**

Laut dem Befragten bildet der Garten in besonderem Maße Selbstwirksamkeitserfahrungen ab (vgl. Interview Z.1226-1228). Er nennt zur besseren Verdeutlichung das Beispiel eines Kindes, welches das Wachsen einer Pflanze vom Aussäen eines Saatkorns bis zur vollständig ausgebildeten Blume begleitet. Hier sind die Voraussetzungen für eine positive Selbstwirksamkeitserwartung aufgezeigt (siehe Kapitel 4.1, Definition und Wirkung von Selbstwirksamkeit, ab S.21). Das Tätigwerden im Garten stellt eine Herausforderung und gleichzeitig einen Lernort für das Kind dar.

Der Mitarbeiter betrachtet den Garten als einen Erfahrungsraum, der Menschen darin bestärkt durch ihr Handeln etwas erreichen zu können (vgl. Interview Z. 1253-1259). In einem weiteren Beispiel im Interview wurden zwei Nutzer\*innen des Gartens gefragt, ob sie einer Kindergartengruppe im Rahmen eines Projektes Wissen zum Thema Kräuter mit Unterstützung des Organisators des Gartens weitergeben möchten. Dieses Beispiel verdeutlicht, wie durch den Garten einerseits die Möglichkeit geschaffen wurde eine Selbstwirksamkeitserfahrung sammeln zu können und andererseits durch die angemessene fachliche Unterstützung eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung entsteht. Gleichsam kann die Anmerkung des Befragten über die Aussage von Nutzer\*innen keinen ‚grünen Daumen‘ zu besitzen (vgl. Interview Z. 1266-1267) darauf bezogen werden, dass eine Umgebung geschaffen wird, in der Personen das erforderliche Wissen vermittelt bekommen und neue Erfahrungen sammeln können. Diese Unterstützung bewirkt, dass die Nutzer\*innen eventuelle Vorbehalte überwinden können und aktiv werden können (vgl. Interview Z. 1177-1192). Daran setzen die im Kapitel 4.2 dargestellten Grundlagen der Förderung von Selbstwirksamkeit an, sowie die daraus abzuleitende professionelle Haltung (siehe Kapitel 4.3, S.23). Im Interview berichtet der Experte von einem Nutzer, welcher den Garten von Beginn an besucht, dort Gemüse anbaut und sich im Rahmen der Erweiterungspläne im Garten weiter miteinbringen will, indem er bei der Bepflanzung die Ansiedlung von bestimmten Insekten fördern möchte (vgl. Interview Z. 1340-1357). Dieses Beispiel verweist exemplarisch auf das Aktivwerden eines Nutzers auf der Grundlage einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung, sich eigenverantwortlich für die Gestaltung des Gartens einzusetzen. Gleichzeitig deutet es auch auf eine Identifikation der Person mit dem Garten hin und verweist somit auf stattfindende Aneignungsprozesse im Gemeinschaftsgarten (siehe dazu T1). Insbesondere die Bildhaftigkeit der Beispiele zeigt, wie vielfältig im Garten eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung hergestellt werden kann. Dies lässt eine klare Verifizierung der These zu.

**T 4: Ein Effekt einer gesteigerten Selbstwirksamkeit infolge der Gartentätigkeit ist die positive Bewertung der Einflussnahme auf die eigene Lebenswelt der Nutzer\*innen.**

Der Mitarbeiter des Stadtteilzentrums verweist darauf, dass den Menschen mithilfe von Gemeinschaftsgärten, der Raum für Betätigung gegeben wird, indem sie Anteil nehmen und ein Gefühl von Eigenverantwortung entwickeln können. Dies stellt die

Voraussetzung für die eigene Einflussnahme dar (vgl. Interview Z. 1321-1328). Daran schließt sich auch die Aussage von Borgstedt im Kapitel 4.3 (S. 26) über Gärten als Möglichkeitsraum für neue Erfahrungen, dem Erschließen von Ressourcen und der Erprobung von neuen Handlungsansätzen an. Der Garten als sozialer Ort gewinnt insbesondere an Bedeutung, wenn Menschen darin gestärkt werden, als Gestalter ihres Umfelds aufzutreten (siehe näheres Kapitel 4.3, S. 26) (siehe weiterführend T 6). Für die Soziale Arbeit und ihr professionelles Handeln im Sozialraum ist diese Auffassung handlungsleitend (siehe Kapitel 4.3, S. 27).

Die vorliegenden Erkenntnisse sind nicht ausreichend, um die vierte These vollständig zu bestätigen. Der erste Abschnitt der These, welcher besagt, dass die Garten-tätigkeit zu einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung bezüglich dem eigenen Handeln im Garten führt, kann mithilfe der getroffenen Aussagen als zutreffend bewertet werden. Es kann jedoch nicht belegt werden, ob das Erleben einer positiven Einflussnahme im Garten eine allgemein gestärkte Selbstwirksamkeitserwartung bedingt und damit einen Übertrag in andere Lebensbereiche möglich macht.

### 6.3 Gemeinschaftsgärten als Handlungsfeld der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit

Im letzten Abschnitt wird mithilfe der nachfolgenden Thesen geklärt, inwieweit ein Gemeinschaftsgarten ein Handlungsfeld der Sozialen Arbeit darstellen kann. Dabei werden notwendige Raumbezüge professionellen Handelns und Aspekte für eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung miteingeschlossen.

#### **T 5: Das Erleben von Benachteiligung im Stadtteil wirkt sich hemmend auf die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung seiner Bewohner\*innen aus.**

Nach dem Experten äußert sich Benachteiligung darin, dass Menschen sich in einem Umfeld bewegen, in welchem sie sich nicht bewusst sind, etwas verändern zu können demzufolge auch keiner Herausforderung stellen (vgl. Interview Z. 1196-1201). Benachteiligte Stadtteile, so sagt er weiter, sind dadurch gekennzeichnet, dass Bewohner\*innen nicht der Raum gegeben wird, sich zu verwirklichen und Selbstwirksamkeitserfahrungen zu sammeln (vgl. Interview Z. 561-571). Im Kapitel 2.4 sind mit dem Begriff der sozialräumlichen Segregation eine zunehmende Verdrängung sowie ein Verlust oder eine steigende Bedrohung in den Bezugsbereichen

des eigenen Lebens verbunden (siehe weiterführend S. 13). Nach dem Mitarbeiter des ‚Freien Gartens‘ gehören zu den Bevölkerungsschichten am Herrenberg ältere Menschen in Altersrente, die meist schon immer in diesem Stadtteil gewohnt und einen hohen biografischen Bezug zum Umfeld besitzen, berufstätige Menschen in prekären Arbeitsverhältnissen (vgl. Interview Z. 56-57; 68-73), Menschen mit Migrationshintergrund (vgl. Interview Z. 75) und von Arbeitslosigkeit Betroffene (vgl. Interview Z. 82-83). Die hohe Anzahl von Menschen ohne Schulabschluss und Familien, die schon lange von Arbeitslosigkeit betroffen sind, führen zu einer ungleichen Verteilung von Zugangschancen. Im Kapitel 2.4 werden die Voraussetzungen von Integration und ihrer Wechselwirkung mit dem Begriff Ausgrenzung dargestellt (S. 13). Dies kann unter anderem als Erklärung dienen, wie es zu einem Verlust von Zugangsmöglichkeiten kommt. Die daraus entstehenden Problemlagen resultieren in einer erhöhten Spannungslage und sorgen auf der individuellen Ebene zu einer Resignation hinsichtlich der Veränderung der eigenen Lebensumstände (vgl. Interview Z. 84-91). Eine Aussage des Experten lautet: “[...] So eng man auch dort wohnt, so groß sind auch die Mauern untereinander” (Interview Z. 446-447). Dies verweist auf die fehlende Austausch- und Begegnungsfläche unter den Anwohner\*innen. Zum Teil wird der Kontakt sogar bewusst vermieden (vgl. Interview Z.449-462). Die von der Bevölkerung genutzten öffentlichen Räume stellen laut Beobachtung des Mitarbeiters das Einkaufszentrum und die Straßenbahnhaltestelle dar (vgl. Interview Z. 371-174). Trotz vorhandener Grünflächen im Stadtteil werden diese meist nicht von den Bewohner\*innen genutzt (vgl. Interview Z. 358-360). Darüber hinaus, berichtet der Experte von Gesprächen mit Bewohner\*innen, welche sich in ihrem Wohngebiet nicht wohlfühlen (vgl. Interview Z. 243-246). Weiterführend sagt er, dass die Bewohner\*innenperspektive von Seiten der Stadtverwaltung und den Wohnungsbaugenossenschaften zu wenig berücksichtigt wird und entsprechende Projekte nicht angenommen werden. Des Weiteren heißt es auch, dass der Kontakt zu Menschen, die einen anderen Erfahrungsraum erlebt haben, fehlt. Damit sind speziell Menschen gemeint, welche in einer Modellfunktion Andere darin bestärken, sich Herausforderungen zu stellen (vgl. Interview Z. 467-473) (siehe weiterführend Kapitel 4.2 S. 24, indirekte Erfolgserfahrung als Quelle von Selbstwirksamkeit). Im Kapitel 2.4 (S. 14) wird darauf in ähnlicher Weise verwiesen, indem sich Problemlagen derart verdichten und sich ein geschlossenes sozialräumliches Milieu bildet, welches nicht mehr den Raum für andere Erfahrungen und die Entwicklung von Lösungen bietet. Das bedeutet auch, dass die notwendigen Quellen für die

Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung nicht gegeben sind (siehe Kapitel 4.2, S. 23 Quellen von Selbstwirksamkeit). Für den Mitarbeiter des Stadtteilzentrums sind die Hürden, warum viele Menschen im Wohngebiet nicht selbst aktiv werden, meist darin begründet, dass sie über einen längeren Zeitraum nicht mehr eigenverantwortlich tätig wurden. Fehlendes Wissen und Unsicherheit führen zu einem Verlust von Selbsthilfepotentialen (vgl. Interview Z. 137-153;157-159).

Durch die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit kann die These bestätigt werden. Die Benachteiligung ist nicht nur das Ergebnis eines Prozesses, sondern zeigt gleichsam die Entwicklung auf, wie Benachteiligung zu einem zunehmenden Verlust der Überzeugung eines Menschen führt, als Gestalter seiner Lebenswelt aufzutreten. Davon ausgehend kann sich Benachteiligung hemmend auf die Entstehung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung auswirken.

**T 6: Gemeinschaftsgärten verfügen über ein hohes individuums- und gemeinschaftsbezogenes Wirkungspotential und sollten daher als Form der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit genutzt werden.**

Gemeinschaftsgärten wie der ‚Freie Garten‘ sind laut dem Befragten Orte, an denen Soziale Arbeit anschließen kann. Er geht davon aus, dass die Menschen im Garten einem spezifischen Bedürfnis nachgehen, welches sie sich erfüllen wollen. Sei es auf der Suche nach Unterstützung, einem Raum, um Probleme aufzuarbeiten oder um Entspannung zu finden (vgl. Interview Z. 1452-1456). Im Kapitel 4.3 wird die eigene Ernte als Beispiel genannt. Dieses Beispiel zeigt, wie eine Person bzw. auch die Gemeinschaft über einen gewissen Zeitraum mit der Pflege von Pflanzen beschäftigt ist, deren Ergebnis bestenfalls die eigene Ernte ist. Damit entsteht ein direkter Bezug zur Wirkungsmacht des eigenen Handelns (siehe dazu S. 25). In diesem Zusammenhang definiert der Befragte diese Art von urbanem Gärten als “relativ einfach zu organisierende, auch im (...) finanziellen Aufwand überschaubare Konstrukte, die Möglichkeiten geben, ganz vielen in Zukunft wachsenden Problemen zu bearbeiten” (Interview Z.1442-1445) und verweist damit auf die Wirkung von Gemeinschaftsgärten in der Bewältigung von lebensweltlichen Herausforderungen. In der vierten These konnte bestätigt werden, dass der Garten die Menschen stärkt, positiv Einfluss auf den Garten als Sozialraum nehmen zu können. Dadurch entsteht eine Verbindung zu den Auswirkungen einer gestärkten Selbstwirksamkeit Menschen wird durch das Tätigwerden die Möglichkeit zur Gestaltung gegeben, um darüber hinaus mithilfe neuer Erfahrungen, Vertrauen in die eigene Kompetenz

aufzubauen. Damit kann der erste Teil der These, dass Gemeinschaftsgärten ein hohes individuums- und gemeinschaftsbezogenes Wirkungspotential besitzen, bestätigt werden.

Dem Befragten zufolge benötigt es für die Entstehung des Gemeinschaftsgartens keine Sozialarbeiter\*innen. Je nach konzeptioneller Ausrichtung können die Initiator\*innen des Gartens so vielfältig sein wie dieser selbst (vgl. Interview Z. 709-713). Dennoch gibt der Befragte an, dass Sozialarbeiter\*innen notwendig sind, da Menschen die in den ‚Freien Garten‘ kommen, sich häufig in einem Feld von sozialen Problemlagen bewegen (vgl. Interview Z. 742-747). Für die sozialraumorientierte Soziale Arbeit stellen Gemeinschaftsgärten demnach insbesondere dann ein Handlungsfeld dar, wenn Menschen aufgrund benachteiligender sozialer Problemlagen in ihrer eigenverantwortlichen Lebensbewältigung eingeschränkt sind und die beschriebene individuums- und gemeinschaftsbezogene Wirkung des Gartens einen geeigneten Förderrahmen herstellt. Das heißt Soziale Arbeit wird in Gärten aktiv, in denen ein Bedarf nach sozialer Unterstützung besteht. Für den Mitarbeiter äußert sich das Wirkungspotential des Gartens darin, dass er ein greifbares Thema ist und dadurch viel schneller Beteiligung fördert. Er nennt beispielhaft Gespräche am Gartenzaun oder Hilfsangebote von Familien in der Gründungsphase, die das Interesse und dem Wunsch nach einem Tätigwerden aufzeigen (vgl. Interview Z.747-754; 314-317; 326-331). Das Wort ‚greifbar‘ kann in diesem Zusammenhang auch mit der Niedrigschwelligkeit des Gartens verknüpft werden, um einerseits für die Soziale Arbeit als Anlaufstelle im Sozialraum zu dienen, andererseits darf Soziale Arbeit nicht zu vordergründig sein, denn im Zentrum steht der Garten. Verdeutlicht wird dies durch den Interviewten, indem er sagt, dass das Stadtteilzentrum als solches viel mehr auf sich und seine Nutzungsmöglichkeiten aufmerksam machen musste als auf den Garten. (vgl. Interview Z. 296-306). Er schließt daran an, dass Soziale Arbeit im Garten über die Herstellung von Anschlussfähigkeit zu den Bewohner\*innen Bedeutung erlangt(vgl. Interview Z. 742-747), „um einen Knotenpunkt zu schaffen für die Bevölkerung vor Ort“ (Interview Z. 773-774).

Resümierend kann auch der zweite Abschnitt der These, welcher das Wirkungspotential von Gärten und ihrer Eignung für die sozialraumorientiertes Soziale Arbeit besagt, bestätigt werden.

## 7 Fazit

Im Zentrum dieser Bachelorarbeit steht die Frage, inwieweit Gemeinschaftsgärten die Selbstwirksamkeitskräfte ihrer Nutzer\*innen stärken und damit als Form der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit geeignet sind. Um eine fundierte Bearbeitung zu ermöglichen wurde der ‚Freie Garten‘ am Herrenberg als Untersuchungsbeispiel für einen Gemeinschaftsgarten ausgewählt. Nachfolgend werden nun die Ergebnisse der Analyse der theoretischen und empirisch erhobenen Daten zusammengefasst und kritisch reflektiert.

Die Klärung der Bedeutung des Sozialraums ist ein wesentlicher Bestandteil für die Beantwortung der Forschungsfrage. Das zweite Kapitel führt auf, dass soziale Räume durch das Handeln der in ihnen handelnden Personen entstehen. Das Erleben und Erfahren des Raumes im Rahmen eines Aneignungsprozesses bewirkt dessen Verknüpfung mit Bedeutungszusammenhängen. Es zeigt sich dabei, dass Menschen sich in ihrem Alltag in einer Vielzahl von sozialen Räumen bewegen, deren Übergänge meist fließend sind. Für die sozialraumorientierte Soziale Arbeit ist diese Auffassung, die Grundlage für ihr Tätigwerden. Die Bewohner\*innen eines Stadtteils finden sich in einem Spannungsfeld zwischen Integration und Ausgrenzung wieder. Der Verlust von Integration führt zu einem Erleben von Benachteiligung, welche sich entsprechend der Intensität ihrer Auswirkungen in der Bildung von benachteiligenden sozialräumlichen Milieus äußert. Aneignungsprozesse geben Aufschluss darüber, wie aktiv und eigenverantwortlich Menschen in soziale Räume gestalterisch Einfluss nehmen und folglich Problemlagen bewältigen können. Die theoretische Grundlage dieser Arbeit und die Ergebnisse des Interviews bestätigen eine direkte Korrelation zwischen dem Erleben von Benachteiligung und den Aneignungsprozessen in einem sozialen Raum (T1 und T5). Das hat zur Folge, dass Menschen die Zuversicht in die eigene Kompetenz von Herausforderungen verstärkt verlieren und somit die aktive Gestaltung der sozialen Räume in den Bezugsbereichen ihres Lebens abnimmt. Das Vertrauen, unter Einsatz von geeigneten Ressourcen, Herausforderungen begegnen zu können, sind Zeichen einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung (T4). Damit besitzt die Selbstwirksamkeit eine Schlüsselfunktion in der Bewertung des Wirkungspotentials der eigenen Person. Gleichsam findet dies auch in gemeinschaftlichen Bezügen statt. Um einen Rückschluss zur sozialraumorientierten Sozialen Arbeit ziehen zu können, bedeutet es, dass sie sich sozialräumlich dort verortet, wo Menschen bei der Aktivierung von

Selbsthilfekompetenzen unterstützt werden sollten (T6). Der Sozialraum ist gleichzeitig Ausgangs-, Bezugs- und Aktionsort von Sozialarbeiter\*innen. Demzufolge liegt das Ziel darin, eine Umgebung zu schaffen, die Menschen in ihrer Selbstwirksamkeit stärkt und ihnen Vertrauen in ihr wirkungsvolles Handeln vermittelt.

Weitere Aspekte dieser Arbeit sind die Klärung, ob Gemeinschaftsgärten soziale Räume darstellen und inwieweit sie eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung bilden. Ein Gemeinschaftsgarten, so das Ergebnis der Analyse der Theorie und der empirischen Daten, eröffnet als sozialer Raum den Nutzer\*innen vielfältige Möglichkeiten, ihn für sich nutzbar zu machen (T1). Dabei scheint seine Außenwirkung eine natürliche, niedrighschwellige Begegnungsfläche zu schaffen und den Wunsch nach Betätigung zu fördern. Wie das Untersuchungsgebiet zeigt, ist dies insbesondere in Stadtteilen von Bedeutung, in denen öffentliche Räume von den Bewohner\*innen kaum erschlossen sind (T5). Ein Gemeinschaftsgarten gibt ein grundsätzliches Thema vor und über diesen Orientierungsrahmen erschließen sich weitere Nutzungsmöglichkeiten, bei denen der/ die Nutzer\*in bzw. die Gemeinschaft eigenverantwortlich über die Umsetzung bestimmt und damit den Raum für Herausforderungen freigibt. Hierfür müssen eigene Ressourcen angewandt oder neue Kompetenzen angeeignet werden, um sich der Aufgabe stellen zu können (T6). In einem Gemeinschaftsgarten finden sich die Quellen von Selbstwirksamkeit wieder, von direkten Erfolgserfahrungen, über indirekte Erfolgserfahrungen durch die Betätigung in der Gemeinschaft und einem Zuspruch durch Andere (T3). Bei Letzteren tritt vor allem die Soziale Arbeit und die Gemeinschaft auf, indem im Garten eine Haltung eingenommen wird, die Menschen bestärkt neue Erfahrungen zu sammeln und dass, Scheitern Teil eines Prozesses ist, der nicht zu einer Herabsetzung einer Person führt (T1 und T2). Damit wird eine selbstwirksamkeitsförderliche Umgebung für das Entwickeln einer positiven individuellen und kollektiven Selbstwirksamkeitserwartung ermöglicht.

In Bezug auf die Forschungsfrage lässt sich feststellen, dass Soziale Arbeit ihren Zugang zum Gemeinschaftsgarten über seine Bedeutung als Sozialraum und sein selbstwirksamkeitsförderliches Wirkungspotential erfährt. Dementsprechend kann die Frage dahingehend beantwortet werden, dass Soziale Arbeit in Gemeinschaftsgärten tätig wird, wenn sich in einem Stadtteil ein sozialräumliches Milieu von Menschen gebildet hat, deren soziale Problemlagen die Vermutung einer negativen Selbstwirksamkeitserwartung nahelegt. Hier tritt sie als unterstützende Begleitung auf und schafft Rahmenbedingungen, wodurch Menschen im Gemeinschaftsgarten

tätig werden können und in ihrer Selbstwirksamkeit bestärkt werden. Signifikant ist dabei, dass die Bildung einer Gemeinschaft erschwert ist und dabei einer besonderen Unterstützung bedarf. Mit der Arbeit konnte die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung durch das Aktivwerden im Garten in einem spezifischen Lebensbereich der Menschen bestätigt werden, jedoch nicht, ob sich dies auf andere Bezugsbereiche überträgt.

In Weiterführung der Thematik wäre es daher von Bedeutung, diesen Aspekt nochmal aufzugreifen und darüber hinaus zu untersuchen, inwieweit sich bei initiierten Gemeinschaftsgartenprojekten eine Gemeinschaft bildet und diese in der Lage ist, den Garten selbstverwaltend zu übernehmen. Dennoch bleibt mit Hinblick auf die Ergebnisse dieser Arbeit festzuhalten, dass Gemeinschaftsgärten Orte im Stadtteil sind, welche einem Eigensinn folgen und eine nicht zu unterschätzende Ressource für die Entwicklungsprozesse seiner Nutzer\*innen darstellen.

## Quellenverzeichnis

Baier, Andrea (2012). Urbane Landwirtschaft und Stadtteilentwicklung. Die Nachbarschaftsgärten in Leipzig. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 173-189.

Baum, Detlef (2007). Sozial benachteiligte Quartiere. Der Zusammenhang von räumlicher Segregation und sozialer Exklusion am Beispiel städtischer Problemquartiere. In: Baum, Detlef (Hrsg.). Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe. Wiesbaden, 136-155.

Baum, Detlef (2018). Lehrbuch Stadt und Soziale Arbeit. Stadtsoziologische Grundlagen Sozialer Arbeit. Weinheim.

Bogner, Alexander; Menz, Wolfgang (2005). Das theoriegenerierende Experteninterview. Erkenntnisinteresse, Wissensformen, Interaktion. In: Bogner, Alexander; Littig, Beate; Menz, Wolfgang. Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden, 2.Aufl., 33-70.

Borgstedt, Silke (2012). Das Paradies vor der Haustür. Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 118-125.

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.) (2015). Gemeinschaftsgärten im Quartier. BBSR-Online-Publikation 12/2015. URL: [https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/bbsr-online/2015/DL\\_ON122015.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=4](https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/veroeffentlichungen/bbsr-online/2015/DL_ON122015.pdf?__blob=publicationFile&v=4) (06.02.2021)

Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) (Hrsg.) (2015). Gemeinschaftsgärten im Quartier. Handlungsleitfaden für Kommunen. URL: [https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/bauen/wohnen/soziale-stadt-gemeinschaftsgaerten.pdf?\\_\\_blob=publicationFile&v=3](https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/publikationen/themen/bauen/wohnen/soziale-stadt-gemeinschaftsgaerten.pdf?__blob=publicationFile&v=3) (01.02.2021)

Dams, Carmen (2012). Gärten gehören zur Stadt. Zur städtebaulichen Relevanz der urbanen Landwirtschaft. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 160-172.

Dlugosch, Gabriele E.; Dahl, Christina (2012). Die Rolle der Selbstwirksamkeit und Achtsamkeit bei der Gesundheitsförderung von sozial benachteiligten Menschen - eine Projektdokumentation. In: BZgA (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung) (Hrsg.). Forschung und Praxis der Gesundheitsförderung. Band 39. URL: <https://www.bzga.de/infomaterialien/fachpublikationen/band-39-die-rolle-der-selbstwirksamkeit-und-achtsamkeit-bei-der-gesundheitsfoerderung-von-sozial-ben/> (09.02.2021)

Dresing, Thorsten; Pehl, Thorsten (2018). Praxisbuch Interview. Transkription und Analyse. Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende. Marburg, 8. Aufl.

Fehren, Oliver (2008). Wer organisiert das Gemeinwesen?. Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin.

Halder, Severin (2018). Gemeinsam die Hände dreckig machen. Aktionsforschungen im aktivistischen Kontext urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen. Bielefeld.

Häußermann, Hartmut (2004). Problembehaftete Gebiete. In: Odierna, Simone; Berendt, Ulrike (Hrsg.). Gemeinwesenarbeit. Entwicklungslinien und Handlungsfelder. Gemeinwesenarbeit Jahrbuch 7. Neu-Ulm, 129-139.

Herriger, Norbert (2010). Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Stuttgart, 4. Aufl.

Herrmann, Heike (2019). Soziale Arbeit im Sozialraum. Stadtsoziologische Zugänge. Stuttgart.

Hinte, Wolfgang (2001). Bewohner ermutigen, aktivieren, organisieren. Methoden und Strukturen für ein effektives Stadtteilmanagement. In: Alisch, Monika. Stadtteilmanagement. Voraussetzungen für die Soziale Stadt. Opladen, 2. Aufl., 153-170.

Hinte, Wolfgang (2007). Das Fachkonzept Sozialraumorientierung. In: Hinte, Wolfgang; Treeß, Helga. Sozialraumorientierung in der Jugendhilfe. Theoretische Grundlagen, Handlungsprinzipien und Praxisbeispiele einer kooperativ-integrativen Pädagogik. Weinheim und München, 11-22.

Hinte, Wolfgang; Noack, Michael (2017). Sozialraumorientierung. Ein unerforschtes Feld?. In: Noack, Michael (Hrsg.). Empirie der Sozialraumorientierung. Weinheim.

Hubenthal, Heidrun (2012). Leberecht Migges Konzepte nachhaltiger urbaner Landwirtschaft. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 204-224.

Jerusalem, Matthias (2018). Selbstwirksamkeit. In: Kohlmann, Carl-Walter; Salewski, Christel; Wirtz, Markus Antonius (Hrsg.). Psychologie in der Gesundheitsförderung. Bern, 127-140.

Klärner, Andreas; von der Lippe, Holger (2020). Wirkmechanismen in sozialen Netzwerken. In: Klärner, Andreas; Gamper, Markus; Keim-Klärner, Sylvia; Moor, Irene; von der Lippe, Holger; Vonneilich, Nico (Hrsg.). Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten. Eine neue Perspektive für die Forschung. Wiesbaden, 65- 86.

Köller, Olaf; Möller, Jens (2018). Selbstwirksamkeit. In: Rost, Detlef H.; Sparfeldt, Jörn R.; Buch, Susanne R. (Hrsg.). Handbuch Pädagogische Psychologie. Weinheim, 5. Aufl., 757-762.

Krapp, Andreas; Ryan, Richard (2002). Selbstwirksamkeit und Lernmotivation. Eine kritische Betrachtung der Theorie von Bandura aus der Sicht der Selbstbestimmungstheorie und der pädagogisch- psychologischen Interessentheorie. In: Zeitschrift für Pädagogik. 44. Beiheft. Selbstwirksamkeit und Motivationsprozesse in Bildungsinstitutionen. Weinheim und Basel, 54-82.

Kruse, Jan (2015). Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz. Weinheim und Basel, 2. Aufl.

Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung (2015). Entwicklungskonzept Erfurt-Südost. Antrag zur Aufnahme in das Bund-Länder-Programm Soziale Stadt. URL: <https://www.mein-suedost.de/entwicklungskonzept/> (01.03.2021)

Landeshauptstadt Erfurt Stadtverwaltung (2020). Sozialstrukturatlas 2020. Zur Beschreibung der Lebenslagen der Erfurter Bevölkerung. URL: <https://www.erfurt.de/ef/de/service/mediathek/veroeffentlichungen/2020/136271.html> (01.03.2021)

Löw, Martina; Steets, Silke; Stoetzer, Sergej (2008). Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie. Opladen und Farmington Hills, 2. Aufl.

Madlener, Nadja (2009). Grüne Lernorte. Gemeinschaftsgärten in Berlin. Würzburg.

Misoch, Sabina (2015). Qualitative Interviews. Berlin, München, Boston.

Müller, Christa (2012). Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 22-53.

Müller, Christa; Brückner, Heike; Dietrich, Kristina; Spreter, Robert; Raupach, Katharina; Rink, Dieter; Weiss, Alexandra; Werner, Peter (2016). Stadtnatur fördert sozialen Zusammenhalt. In: Kowarik, Ingo; Bartz, Robert; Brenck, Miriam. Ökosystemleistungen in der Stadt. Gesundheit schützen und Lebensqualität erhöhen. URL: [https://www.landschaft.tu-berlin.de/fileadmin/fg218/Publikationen/Naturkapital\\_D\\_4\\_TEEB\\_DE\\_Stadt.pdf](https://www.landschaft.tu-berlin.de/fileadmin/fg218/Publikationen/Naturkapital_D_4_TEEB_DE_Stadt.pdf) (24.02.2021), 126-141.

Plattform e.V. (o.J.). Interessensbekundung STZ Herrenberg. Plattform e.V. URL:<https://www.stz-herrenberg.de/informationen/> (01.03.2021)

Reutlinger, Christian (2007). Die Stadt als sozialer Raum und die Raumbezogenheit sozialer Probleme in der Stadt. In: Baum, Detlef (Hrsg.). Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für planende und soziale Berufe. Wiesbaden, 94-110.

Richardt, Vincent (2017). Zielsicher im Sozialraum. Handeln und Bewerten in den Erziehungshilfen. Wiesbaden.

Rosol, Marit (2006). Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung. Berlin.

Rosol, Marit (2017). Gemeinschaftlich gärtnern in der neoliberalen Stadt?. In: Umkämpftes Grün. Zwischen neoliberaler Stadtentwicklung und Stadtgestaltung von unten. Bielefeld, 11-32.

Rothe, Stephan (2018). Sachbericht STZ 2017. URL: <https://www.stz-herrenberg.de/informationen/> (01.03.2021)

Schwarzer, Ralf; Jerusalem, Matthias (2002). Das Konzept von Selbstwirksamkeit. In: Zeitschrift für Pädagogik. 44. Beiheft. Selbstwirksamkeit und Motivationsprozesse in Bildungsinstitutionen. Weinheim und Basel, 28-53.

Schwerzmann, Laura (2013). Kleingärten. Traditionelle und neue Formen des gemeinschaftlichen Gärtnerns im städtischen Umfeld. Zürich.

Spatscheck, Christian (2009). Theorie- und Methodendiskussion. In: Deinet, Ulrich (Hrsg.). Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden, 33-43.

Van Santen, Eric; Seckinger, Mick (2005). Sozialraumorientierung ohne Sozialräume?. In: Projekt Netzwerke im Stadtteil (Hrsg.). Grenzen des Sozialraums. Kritik eines Konzepts. Perspektiven für Soziale Arbeit. Wiesbaden, 49-71.

Von Grafenstein, Max; Lehr, Theresa; Kratz, Daisy (2014). Souverän des eigenen Kühlschranks. Urbaner ökologischer Gemüsebau. In: Halder, Severin; Martens, Dörte; Münnich, Gerda; Lasalle, Andrea; Aenis, Thomas; Schäfer, Eckard (Hrsg.). Wissen wuchern lassen. Ein Handbuch zum Lernen in urbanen Gärten. Neu-Ulm., 16-46.

Vonneilich, Nico (2020). Soziale Beziehungen, soziales Kapital und soziale Netzwerke. Eine begriffliche Einordnung. In: Klärner, Andreas; Gamper, Markus; Keim-Klärner, Sylvia; Moor, Irene; von der Lippe, Holger; Vonneilich, Nico (Hrsg.). Soziale Netzwerke und gesundheitliche Ungleichheiten. Eine neue Perspektive für die Forschung. Wiesbaden, 33-48.

Werner, Karin (2012). Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung. In: Müller, Christa (Hg.). Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, 5.Aufl., 54-75.

www.urbangardeningmanifest.de (2018). Die Stadt ist unser Garten. Die Unterzeichner. URL: <https://urbangardeningmanifest.de/unterzeichner> (07.04.2021).

Zinner, Georg (2004). Stadtteilzentren und Nachbarschaftshäuser als Partner lokaler Politik und bürgerschaftlichen Engagements. In: Odierna, Simone; Berendt, Ulrike (Hrsg.). Gemeinwesenarbeit. Entwicklungslinien und Handlungsfelder. Gemeinwesenarbeit Jahrbuch 7. Neu-Ulm, 175-184.

## Anlagen

|          |   |    |
|----------|---|----|
| <b>A</b> | Leitfaden Interview.....                              | 44 |
| <b>B</b> | Transkript Interview (nur elektronische Fassung)..... | 48 |

## A Leitfaden

| Leitfrage   | Angesprochene These   | Inhaltliche Aspekte   | Nachfragen  | Aufrechterhaltungsfragen   |
|---|---|---|---|--|
| <b>Was war der Anlass einen Gemeinschaftsgarten am Herrenberg aufzubauen?</b>   | <b>T 5:</b> Das Erleben von Benachteiligung im Stadtteil wirkt sich hemmend auf die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung seiner Bewohner*innen aus.  | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Gründe → Bedarf (als Voraussetzung für sozialraumorientierte Soziale Arbeit)</li> <li>- Beteiligung von Bewohner*innen bei der Gründung</li> <li>- Rolle des Sozialarbeiters (Prinzipien)</li> <li>- Stadtteil Herrenberg (Handlungsbedarf)</li> <li>- Entstehung von sozialen Räumen</li> </ul> | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Wer waren die Initiator*innen des Projekts?</li> <li>- Wie wurde der Bedarf festgestellt?</li> <li>- Wie verlief die Gründungsphase des Gartens?</li> <li>- Welche Bedeutung hat der Stadtteil auf die Entstehung des Gartens?</li> <li>- Welche Rolle haben Sie im Gründungsprozess eingenommen?</li> </ul> |  |
| <b>Der „Freie Garten am Herrenberg“ – Was impliziert für Sie als Sozialarbeiter ein freier Garten in Bezug auf die Entstehung einer Gemeinschaft?</b> | <p><b>T 1:</b> Gemeinschaftsgärten sind soziale Räume. Sie verstehen sich als gemeinschaftsstiftende, partizipative Begegnungsorte.</p> <p><b>T 2:</b> Gemeinschaftsgärten werden durch die Gemeinschaft geschaffen und von ihr erhalten.</p> | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Zugangsmöglichkeiten (Barrieren, Rahmen)</li> <li>- Gemeinschaft (Wer kommt?, Feste Anzahl?, Wechselnd?)/ Entstehung</li> <li>- Aufgaben</li> <li>- Beteiligung</li> <li>- Aneignung von Räumen</li> </ul>   | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Wie viele Menschen kommen in den Garten?</li> <li>- Welchen Zugang haben die Besucher*innen zum Garten?</li> <li>- Wie gestalten sich Aushandlungs- und Entwicklungsprozesse unter den Bewohner*innen? (<i>auch Aufgaben/ Wissenserwerb</i>)</li> </ul>  | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Gibt es eine feste Anzahl an Menschen, die in den Garten kommen?</li> <li>- Können Sie mir ein Beispiel nennen für die Aneignung nennen?</li> </ul> |

|   |  |  |  |  |
|---|--|--|--|--|
|   |  |  | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Inwiefern fördern Gärten die Entstehung einer Gemeinschaft?</li> <li>- Inwieweit konnten Sie feststellen, ob die Besucher*innen des Gartens sich diesen Raum als „ihren“ Garten angeeignet haben?</li> <li>- Welche Auswirkungen hat diese Aneignung auf das Aktivwerden seiner/ihrer Besucher*innen?</li> <li>- Welche Bedeutung hat die Gemeinschaft für das Bestehen des Gartens?</li> </ul> |  |
| <p><b>Inwieweit kann die Betätigung im Gemeinschaftsgarten als sozialraumorientierter Ansatz in der Sozialen Arbeit genutzt werden?</b></p> | <p><b>T 5:</b> Das Erleben von Benachteiligung im Stadtteil wirkt sich hemmend auf die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung seiner Bewohner*innen aus.</p> <p><b>T 6:</b> Gemeinschaftsgärten verfügen über ein hohes individuums- und gemeinschaftsbezogenes Wirkungspotential und sollten daher als</p> | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Handlungsprinzipien Sozialraumorientierung</li> <li>- Verortung des Gartens im Stadtteil</li> <li>- Anbindung des Stadtteilzentrums im Stadtteil</li> <li>- Rolle/ Aufgaben Sozialarbeiter</li> </ul> | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Wie werden Menschen durch die Arbeit im Garten aktiviert?</li> <li>- Welche Besonderheiten ergeben sich für Sie aus der Gartenarbeit im Gegensatz zu anderen Aktivierungsformen?</li> <li>- Welche Gründe gab es den Gemeinschaftsgarten direkt an das Stadtteilzentrum anzugliedern?</li> <li>- Wie sind Sie als Sozialarbeiter in die Aktivitäten</li> </ul>                                  | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Können Sie mir ein Beispiel nennen?</li> <li>- Welche Aufgaben übernehmen Sie?</li> </ul> |

|   |  |   |   |  |
|---|--|---|---|--|
|   | Form der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit genutzt werden.  |   | des Gemeinschaftsgartens eingebunden?<br>- Inwieweit nehmen die Nutzer*innen des Gartens Ihre Anwesenheit in Anspruch?<br>- Welche positiven Effekte ergeben sich aus Ihrer Anwesenheit?<br>- Ergeben sich aus Ihrer Anwesenheit besondere Herausforderungen?   |  |
| In der Literatur wird die Aussage getroffen, dass Gärten eine selbstwirksamkeitsfördernde Wirkung auf seine/ ihre Nutzer*innen besitzen.<br><b>Inwieweit nimmt aus Ihrer Sicht als Sozialarbeiter das Tätigsein im Garten Einfluss auf das Selbstwirksamkeitserleben?</b> | <b>T 4:</b> Ein Effekt einer gesteigerten Selbstwirksamkeit infolge der Gartentätigkeit ist die positive Bewertung der Einflussnahme auf die eigene Lebenswelt der Nutzer*innen.<br><br><b>T 3:</b> Die Teilnahme im Gemeinschaftsgarten fördert die Selbstwirksamkeitskräfte einer Person und steigert das Aktivwerden in eben diesem sozialen Raum.<br><br><b>T 6:</b> Gemeinschaftsgärten verfügen über ein | - individuelles und gemeinschaftliches Wirkungspotential<br>- Förderaspekte von Selbstwirksamkeit | - Haben Sie aus Ihrer Perspektive heraus feststellen können, inwiefern das Gelingen einer Herausforderung durch die Arbeit im Garten zu einem positiveren Umgang mit neuen Zielen oder Hürden geführt hat?<br>- Wie schätzen Sie aus Ihrer fachlichen Perspektive ein, wie sich die Bewertung des Wirkungspotentials verändert hat?<br>→ individuumsbezogen<br>→ auf die Gemeinschaft<br>- Wie schätzen sie die Auswirkungen infolge eines gestärkten |  |

|  |  |  |  |  |
|--|--|--|--|--|
|  | <p>hohes individuums- und gemeinschaftsbezogenes Wirkungspotential und sollten daher als Form der sozialraumorientierten Sozialen Arbeit genutzt werden.</p> <p><b>T 5:</b> Das Erleben von Benachteiligung im Stadtteil wirkt sich hemmend auf die Entwicklung einer positiven Selbstwirksamkeitserwartung seiner Bewohner*innen aus.</p> |  | <p>Selbstwirksamkeitserlebens durch eine Übertragung in andere Lebensbereiche ein?</p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Inwiefern sind Gemeinschaftsgärten als Form der sozialraumorientierten Arbeit geeignet?</li> </ul> |  |
| <p><b>Der „Freie Garten am Herrenberg“ im Jahr 2023 – Was wünschen Sie sich für die Entwicklung des Gemeinschaftsgartens und seine Etablierung im Stadtteil?</b></p> | <p>Greift alle Thesen auf im Sinne einer abschließenden Bewertung</p>  | <p><i>Abschlussfrage</i></p> <ul style="list-style-type: none"> <li>- gibt Raum für eine Beurteilung/ Bewertung über den gegenwärtigen Stand des Gemeinschaftsgartens</li> <li>- Raum für Perspektiven und eine Prognose</li> <li>- reflexiv: Was läuft gut?/ Was könnte besser laufen?</li> </ul> | <ul style="list-style-type: none"> <li>- Gibt es anstehende Projekte?</li> <li>- Was läuft aus Ihrer Sicht gut?</li> <li>- Welche Herausforderungen sehen Sie in Ihrer aktuellen Arbeit?</li> </ul>                                |  |

# Selbständigkeitserklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten und nicht veröffentlichten Schriften entnommen sind, wurden als solche kenntlich gemacht. Die Arbeit wurde in gleicher oder ähnlicher Form keinem anderen Prüfungsamt vorgelegt.

Über rechtliche Folgen einer falschen Erklärung bin ich mir bewusst.

-----

Ort, Datum

-----

Unterschrift